

Nyland Dokumente 21

www.nyland.de
nyland@nyland.de

August Erdland

Beiträge aus der Südsee-Mission
1901-1909

herausgegeben von
Alexander Erdland

Mit einem Nachwort von
Walter Gödden



Nyland Dokumente
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 21

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2021 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Maximiliane Spieß
ISBN: 978-3-8498-1759-6
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Von Hiltrup nach Jaluit. Reisebericht. 1901	7
Beiträge aus den Monatsheften der Hiltruper Missionare. 1901-1909	
Unsere Schule auf Jaluit (Marshallinseln) rief. 1902	57
Reisenotizen über fünf Atolle der Marshall-Inseln. 1902	65
Die Insel Nauru (Marshall-Inseln). 1902	77
Der gegenwärtige Stand der katholischen Mission auf den Marshall-Inseln. 1903	85
Freud und Leid aus den Marshall-Inseln. 1903	89
Die Herz-Jesu-Mission auf der Insel Nauru (Marshall-Inseln). 1904	93
Eine Irrfahrt auf dem Meere. 1904	101
Ein Taifun auf Jaluit. 1905	109
Ein Blick auf Jaluit nach dem Orkan. 1905	113
Rückblick auf die katholische Mission der Marshallinseln. 1906	123
Ethnographische Notizen. 1906	131
Freuden und Leiden in Nauru. 1909	147
Anmerkungen	158
Nachwort von Walter Gödden	163
Nachbemerkung von Alexander Erdland	171

Von Hiltrup nach Jaluit. Reisebericht

Die Veredlung des menschlichen Herzens, die Erhebung der intimsten Gefühle durch die Lehren des Christentums empfindet aufs innigste jener Erdenpilger, der dem Schmerz ein Opfer bringt. Brennen die Herzen zweier Liebenden, die voneinander scheiden, vom Feuer fesseln-der Sehnsucht, so richtet beim Abschied aus religiösen Gründen der Glaube den Geist zu höheren Sphären und schwingt ihn, über die natürlichen Empfindungen hinweg, zur wahrhaft christlichen Herzensfreiheit.

Dass aber nichtsdestoweniger die inneren Regungen mächtig tosen, das verraten zur Genüge die bitteren Tränen, die weit mehr dem Herzen als den Augen entströmen. In uns schlummern ja heilige Instinkte. Wir wissen nicht, wer die Taste angeschlagen; aber die Saite tönt, tönt, nie wieder zu verstummen, ja, lebenslang in sanft melodischen Schwingungen weiter zu vibrieren. Verhärtung und Abgestumpftheit wäre es demnach, in jenem feierlichen Augenblicke, wo man sich den letzten Uarmungen einer geliebten Mutter entringt und den Abschiedskuss auf die tränentiefenden Wangen drückt, nicht ein Aufwallen seines ganzen Wesens zu verspüren. Auf diesem natürlichen Fundament steht jedoch das Kreuz gepflanzt: die Tränen fließen, weil Gottes Wille die Trennung erheischt, damit nach jahrhundertlangem Schmachten die Bewohner der entlegensten Inseln dem Allerhöchsten lobsingend.

Dieser Gedanke erleichterte auch den Abschied vom Missionshause. Abgesehen davon, dass im Herzen aller Insassen die Liebe zu den Missionen glüht, rüsten sich viele durch eifriges Studium zur baldigen Abreise, um mit den vorangegangenen Glaubensboten in einem Weinberg zu arbeiten. Freudiger klang deshalb das Lebewohl: ein Abschiedsgruß, der gar bald ein Wiedersehen bedeutet.

So konnte mit Gottes Segen die große Reise beginnen. Es war Dienstag, der 16. Oktober, mittags 1 Uhr. Unter dem donnernden Hoch der am Bahnhof versammelten Kloster- und Dorfgemeinde fuhr der Zug von Hiltrup den Rheingefilden zu.

An kleinen Abenteuern sollte es nicht fehlen. Wegen Verspätung unseres Zuges erübrigten in Köln bloß wenige Minuten zur Lösung der Fahrkarten und Wiedergewinnung der als Freigepäck aufgegebenen Handkoffer. Der Gepäckmeister, der die im Voraus bis München bestellten Fahrkarten gelöst hatte, erschien mit stoischer Gelassenheit erst eine Minute vor der Abfahrt des Frankfurter Zuges. Stationsvorsteher, Zugführer und Schaffner drängten uns um die Wette zum Einsteigen. Die einzelnen Mitglieder der Karawane waren noch nicht vollzählig im reservierten Coupé, als die Lokomotive sich in Bewegung setzte. Es fehlten noch diejenigen Genossen, die bei Entwicklung emsigster Tätigkeit die Handkoffer aus dem Gepäckraum herauszuschaffen suchten, aber in Ermangelung einer Fahrkarte die Sperre nicht passieren durften und vergebens auf Rettung harnten. Als es ihnen endlich gelang, den Bahnsteig zu betreten, fanden sie das fragliche Geleise verlassen, und mussten bis Mitternacht in Köln verweilen.

Von den schönen Rheinufern erblickten wir nichts; die Landschaft lag in Nacht und Nebel gehüllt. Jedem blieb es anheimgestellt, sich in süßen Träumen an Rheinsagen zu ergötzen und den Altvater Rhein mit seinen goldenen Reben zu kosten.

Bei Tagesanbruch langte die erste Abteilung der Reisenden in München an. Ein Pater aus Salzburg und die Familie eines hervorragenden Beförderers begrüßten uns und geleiteten uns zu den Krankenschwestern in der Blumenthalstraße. Die Schwestern hatten die Missionare zu sich geladen; sie ließen ihnen, zudem die Mutter Oberin, die „Missionsmutter“, gerade ihren Namenstag feierte, die liebevollste Gastfreundschaft angedeihen.

In wenigen Stunden zeigte uns der Herr Beförderer die Sehenswürdigkeiten der Stadt, darunter das Hofbräuhaus. Es birgt einen edlen Tropfen, wofür das blühende Aussehen der Stammgäste, die vom frühen Morgen bis spätem Abend ein „Moassle“ nach dem andern schwingen, bürgen. Reges Leben herrscht auf den Straßen; regeres jedoch in den Bierkneipen: die neuesten Witzblätter werden gelesen, neue Witze geschmiedet, und beim öfters in die Rede geworfenen „woast de“ die politischen Tagesnachrichten erörtert.

Die in Köln verspäteten Reisenden mussten auf die Besichtigung der Stadt verzichten. Kurz nach dem Einlaufen ihres Zuges eilte das Dampfross gen Salzburg. Der Chiemsee brachte Abwechslung in die Landschaft. Zur Rechten begleiteten Höhenzüge uns bis nach Freilassing. Drei Wagen brachten uns zum Missionshause im Dorf Lieferung.

Die Dorfbewohner bekundeten ihre Freude durch die Beleuchtung ihrer Häuser mit bunten Kerzen. Infolge der Dunkelheit konnten sie die Missionare in den Wagen nicht erkennen. In ihrer Einfalt zündeten sie Streichhölzer an und erforschten das Geheimnis der vorübereilenden Kutschwagen. Je mehr diese sich dem Missionshause näherten, desto heller erstrahlte die Umgegend. Von der Höhe des Daches warfen bengalische Zünder verschiedenfarbige Lichtstrahlen in die Runde. Die Zinkplatten des Hauses glitzerten in grünseidenem Schimmer; die Nebengebäude, der Weg und die Ebene schienen vorzugsweise rötlich erhellt. Im Hof wartete eine jubelnde Schar.

Nach dem am folgenden Tage zelebrierten Hochamt fand die Zeremonie des Fußkusses statt, die Versinnbildung des Prophetenwortes: „Wie schön sind die Füße derer, die den Frieden verkünden.“ Welche Gefühle eine solche Kundgebung der Verehrung im Herzen hervorruft, bleibt in der Brust eines jeden Missionars verschlossen. Nur sei verraten, dass man in derartigen Augenblicken

mächtiger denn je die Verwandtschaft mit den Weltaposteln empfindet, die, um ihren Heiland geschart, den Auftrag erhielten, in seinem Namen das Evangelium zu künden.

Die religiösen Feierlichkeiten und die Kürze unseres Aufenthaltes in Salzburg gestatteten uns nicht, die Alpen zu besteigen oder einen Ausflug nach dem Königssee zu unternehmen. Übrigens umhüllten Wolken alle Bergkuppen.

Die Lieferinger, voll der Freude, den hochwürdigsten Missionsbischof Couppé in ihrem Dorfe zu wissen, veranstalteten einen Fackelzug. In einer außerordentlichen Sitzung hatte der Dorfrat tags zuvor diese Ehrung beschlossen und derart geheim gehalten, dass nicht einmal der Obere des Missionshauses davon erfuhr. Nach dem Abbrennen eines bescheidenen Feuerwerkes verflossen die Abendstunden in trautem Kreise in so jovialer Stimmung, dass sie zu den unvergesslichsten gerechnet werden müssen.

NACH ITALIEN. Von Rosenheim ab gewinnt die Natur mehr und mehr an Reiz. Es ist die Alpenwelt in ihrer ganzen Schöne. Hier niedrige Kegel, langsam ansteigende Bergketten mit schmalen Fußpfäden; dort himmelan ragende Spitzen oder pyramidenartige Kuppeln, in deren graue Wände Mutter Natur mit mächtigem Griffel der Länge nach Vertiefungen eingemeißelt hat, beim Anbruch des Lenzes herabstürzenden Gießbächen den Weg bahrend.

Die Landschaft ändert sich von Tal zu Tal. Anstatt grauen Gesteins, aus dem die Sonne die schönsten Lichteffekte hervorzaubert, erscheint die Anmut selbst. Vom Tale aus zieht ein Dörflein die Anhöhe hinan. Kein einziges der niedlichen Schweizerhäuschen gleicht dem anderen: Türmchen an Türmchen, Spitze an Spitze, verschiedenartigst geformte Dächer, bunter Farbenwechsel auf

den Verzierungen, stets Originalität in der Bauart, selbst kecke Verwegenheit, denn manche Häuser scheinen dem Felsabhang förmlich angeklebt zu sein. Das Kirchlein mit seinem schlanken, teils rötlich, teils grünlich bestrichenen Turm nimmt gewöhnlich den lieblichsten Platz ein, in aller Stille ladend, dem Alpenkönig zu singen. Oberhalb der Dörfer dehnen sich die Almen aus, grünende Auen, der Hirten Lust und Wonne. Die meisten Sennerhütten sind bereits verlassen und die Herden ins Tal getrieben; nur hie und da erklettert noch eine Geis die steile Felswand, jenes Pflänzchen zu entblättern, das in einer Senkung Wurzel gefasst hat. Hie und da ist noch ein Hirtenbub zu sehen, auf seinem Stab gelehnt, melancholisch die bunte Herde beschauend, und von Zeit zu Zeit durch einen Jodler das schlummernde Echo weckend.

Den Höhepunkt der Schönheit bildet die Aussicht, die man von der Hochbahn über den Brenner genießt. Durch Tunnels schmiegt sich das Dampfross stöhnend die schwindelnde Höhe hinan. Teils Abgründe, teils Täler mit murmelnden Bächlein oder kleinen Wasserfällen, im Hintergrund Schluchten und Bergketten, und die steile Felswand, der unser Zug entlangläuft. Die Schneefelder, die bisher in weiter Ferne lagen und im Sonnenlicht strahlten, sind jetzt in Bahnhöhe.

Muss einen nicht die Lust anwandeln, noch einmal mit dem Schneeball zu spielen? Die Temperatur ist kalt. Die an den Bahnstationen Speisen und Ansichtskarten anbietenden Frauen tragen Winterdecken auf den Schultern. Das Gebirge erscheint rauer und rauer: Klüfte und Risse weiten sich, und erratische Blöcke bedecken die Wiesen. In tiefem Kontrast liegen unten überaus reizende Täler, die den Höhenfrost noch nicht verspürten und im Sommerschmuck weiterprangen.

Beim Abstieg vom Brenner sank die Nacht. Gar bald erreichte der Zug die italienische Grenzstation Ala. Von

den Zollbeamten mit ihrer mächtigen befederten Kopfbedeckung hatte man bereits Furchtbares vernommen. Überaus genau durchsuchten sie alle Handkoffer und kümmerten sich nicht um unsere Aussage, wir befänden uns auf der Durchreise. Der lästigen Kontrolle entging ich selbst mit einem passenden Witz, welcher den apathisch forschenden Beamten zum Lachen brachte. Ein Gewitter entlud sich, Blitze zuckten, und kalter Regen strömte vom Himmel. Wir empfanden die Witterung umso mehr, da wir in Verona drei Stunden auf den Schnellzug Venedig-Mailand warten mussten.

In Mailand besichtigten wir während des achtstündigen Aufenthaltes den wunderbaren Dom und den campo santo. Die Nacht hatte uns in eine typisch italienische Landschaft versetzt, in ein Land von Weinbergen, Maulbeerbäumen, Silberpappeln, Weiden und Zypressen. Die letzte Landfahrt galt der Hafenstadt Genua.

Am Bahnhof empfing uns der zu unserer Einschiffung aus Rom herbeigeeilte, als Schrift- und Sprachenkenner berühmte P. Genocchi. Am Sonntag besuchten wir die Kirchen Genuas und den bekannten Kirchhof. Die älteste Kirche San Lorenzo mit Bruchstücken aus dem zehnten Jahrhundert liefert einen schlagenden Beweis vom Reichtum Genuas im Mittelalter. Von den Zinnen der Kirche Santa Maria in Carignano schweift der Blick über die romantisch gelegene Stadt, den geräumigen Hafen und das weite Meer. Bei gutem Wetter ist im Hintergrunde die Insel Korsika sichtbar. Die großartigsten Kunstwerke weist der campo santo auf. Erst seit fünfzig Jahren begonnen, nimmt er unter allen italienischen Friedhöfen den vorzüglichsten Platz ein.

Während die Galerien des Kirchhofs in Mailand auf den ersten Blick ein imponantes Bild gewähren, birgt das Innere der genuesischen Galerie weit kostbarere Kunstarbeiten. Überall blendet weißer Marmor aus Carrara, von keinem andersfarbigen Äderchen durchzogen, vom

Künstlermeißel belebt und beseelt. In den Statuen und Gruppen finden die christlichen Lehren bezüglich der Auferstehung des Fleisches und des ewigen Lebens ihre Verkörperung: der auferstehende Messias, eine die Seele zum Himmel emporhebende Engelschar; ein dem verstorbenen Vater mit tröstenden Worten die am Grabe schluchzend betende Gattin und Tochter zeigender Himmelsbote; eine den letzten Sprössling emporhebende Witwe, damit er den bleichen Lippen des dahingeshiedenen Vaters den letzten Kuss aufdrücke. Eine originell gediegene und in ihrer Einfachheit anmutende Figur ist die eines frommen Kapuziners, der, neben dem Sarge stehend, aus seinem vergilbten Brevier Gebete für den Verstorbenen lispelt.

Im Mittelpunkt der Galerien liegt eine Rotunde mit einem schönen Altar, Säulen aus schwarzem Marmor; ringsum an den Wänden befinden sich Statuen von Adam und Eva, den Urhebern des Todes, und von den Propheten, die durch Predigten über den Tod die verhärteten Herzen des Judentums zu erweichen und zur Buße anzuregen trachteten.

Während in Mailand mächtige Monumente aus Marmor und Granitblöcken die Grabstätten zieren, liegen auf den offenen Plätzen in Genua nur Kinder bestattet. Ihre Gräber schmückt ein schlichtes marmornes Kreuz.

Dem Besucher des campo santo schwebt die Fantasie des italienischen Künstlers als unerschöpflich vor Augen. Ganze Tage genügen nicht, die ganze Prachtentfaltung der Kunst voll auf zu kosten.

Auf dem Rückweg vom campo santo zum Hotel fanden wir den Passagierdampfer „Barbarossa“ bereits eingelaufen. Wir besichtigten ihn am folgenden Morgen. Noch weit vom Einschiffungsplatz entfernt, umzingelten uns schon Inhaber kleiner Boote mit dem Anerbieten, uns nach dem Dampfer zu rudern. Da heißt es, sich vor italienischen Gaunern in Acht zu nehmen. Der Preis zum

Übersetzen war verabredet worden. Hernach verlangte der Ruderer jedoch, sich auf den Tarif berufend, nicht weniger als den dreifachen Preis. Weder er noch seine Kumpanen konnten aber einen Tarif aufweisen. Mithin mussten sie sich mit dem vereinbarten Preis begnügen und zogen knurrend ab.

Die letzten an Land verbrachten Abendstunden flogen in trautem Kreise um den hochwürdigsten Herrn Bischof geschart dahin. Noch ein ruhiger Schlummer, noch das beim Morgengrauen dargebrachte Messopfer, und fort zum „Barbarossa.“

An der Abfahrtbrücke versuchte man es wiederum, uns einige Mark aus der Tasche zu locken. Ein geriebener Diener aus dem sonst vorzüglichen Hotel – dessen Besitzer sich alle Mühe gab, sämtliche Effekten rechtzeitig an Bord zu befördern – hatte sich tags zuvor mit einem Bootbesitzer vereinbart, uns den doppelten Tarifpreis abzuverlangen, unter der Bedingung, dass er die Hälfte des Überschusses erhalte. Es entstand ein Streit unter den anderen Kahnbesitzern und unserm Gauner: ein interessantes Schauspiel ob der südländischen Lebhaftigkeit des Geredes und der umfangreichsten Gestikulationen. Dem Schurken gelang der Betrug nicht. Anstatt aber eine beschämte Miene aufzusetzen, wünschte er den Reisenden freundlich lächelnd eine glückliche Reise.

ABFAHRT VON EUROPA. Als unser Boot an der Aufstiegtreppe anlegte, ergötzen sich die meisten Passagiere an der musikalischen Aufführung italienischer Banden, die in ihren Nachen unter Gitarren- oder Mandolinengeleitung Lieder vortrugen und die von Bord hinabgeworfenen Münzen in Regenschirme auffingen.

Die Stunde zur Abfahrt rückte näher. Die Kabel wurden gelöst und der Anker gelichtet. Sachte setzte sich der Dampfer in Bewegung und stach beim Klange lustiger Weisen in die weite See.

Das Wetter war freundlich. Ein mäßiger, vom Land her wehender Wind kräuselte die Wellen. In fünfzehn Sekunden vollführten die Langseiten des Dampfers eine Hebung und Senkung, eine derart mäßige Bewegung, dass Einbildungskraft und Ängstlichkeit allein die Seekrankheit herbeizaubern. Uns wurde die Krankheit zu Anfang gewünscht, blieb jedoch aus. Mit Wonne konnte jedermann die italienische Küste und die apenninische Bergkette betrachten. Schwand das Land aus Sicht, konnte der Feldstecher meistens auf ferne Inselgruppen gerichtet werden.

NEAPEL. Nach eintägiger Fahrt steuerte „Barbarossa“ majestätisch in den Hafen von Neapel, gleich dem Genuas, im Halbkreis vor der Stadt ausgestreckt. Im Hafen lagen mehrere große Dampfer, unter andern ein Hamburger Passagierdampfer, der den Gruß unserer Musikkapelle erwiderte. Selbst der Vulkan, der von 1875-95 untätig war, erwies den Deutschen Ehre und ließ von Zeit zu Zeit Rauchwolken aufsteigen. Neben den fahrenden Musikbänden bettelten – was allerdings befremdete – ärmlich gekleidete Schwestern. Jeder fleht um eine Münze, welcher Nationalität sie auch sei, und drückt, sobald das Geldstück aufgefangen, dem Reisenden durch eine graziöse Handbewegung und ein noch graziöseres Lächeln seinen Dank aus.

Obwohl der Aufenthalt bloß fünf Stunden dauern sollte, verließ die Mehrzahl der Passagiere den Dampfer. An Land erwarteten uns einige in Rom studierende deutsche Confratres.

In der Krypta des Domes beteten wir am Grabe des hl. Januarius. Sein Blut tritt bekanntlich alljährlich in Wallung. Mag der Neapolitaner weder an Himmel oder Hölle glauben, dieses Wunder erregt sein Staunen und seinen Enthusiasmus. An den Wänden dieser unterirdischen Kapelle befinden sich Skulpturen aus einem Tempel Jupiters.

Die Decke des Kapitelsaales des ehemaligen Domes besitzt die ältesten Mosaikarbeiten Italiens.

Neben diesen Sehenswürdigkeiten besuchten wir das alte Neapel, vor allem die via S. Lucia, als klassisches Muster von Schmutz und Unreinlichkeit bekannt. Beide Häuserreihen, gelblich angestrichen, sind reichlich beflaggt, allerdings nicht mit wogenden Fahnen, sondern mit zerlumpten Kleidungsstücken. Die ärmeren Kinder, neben dem braunen Teint noch die Farbe des Straßenkotes tragend, laufen barfuß einher und ihre dreckigen Beinkleider reichen nicht einmal zu den Knien. Alle, ob arm oder reich, ob ärmlich oder reich gekleidet, bekunden ein lebhaftes Temperament. Oft genieren sie sich nicht, sich in kurzer Entfernung vor den Vorübereilenden hinzupostieren und ihn gerade ins Antlitz zu schauen. Selbst unter den Leuten niederen Standes findet man feine Gesichtszüge, dichtes schwarzes Haar und tiefdunkle Augen.

Auf den Straßen herrscht lebhafter Verkehr. Der Kampf ums Dasein scheint den Leuten, ich möchte sagen, in die Glieder gegossen zu sein. Kaum sieht man einen langsam fahrenden Wagen. In vollem Galopp sausen die alten Kläpper, denen eine solche Leistungskraft nicht mehr zugemutet werden möchte, über das Pflaster. Die Droschkenkutscher lieben es übrigens nicht, auf dem Bock sitzend und vor Langeweile die rostfarbene Nase rümpfend, auf einen gnädigen Reisenden zu warten. Sobald sie einen Besucher auf dem Trottoir um Rat fragend sehen, eilen sie herbei und bieten ihre Dienste an.

Äußerst lästig fällt den Fremden das Bettelvolk. Kleine Burschen tanzen um einen herum, hängen sich unverschämt wie Kletten an den Arm und flehen jammernd um eine milde Spende. Kein Zureden vermag sie zu entfernen; einzig und allein bewirkt ein aus deutscher Brust mit drohender Stimme ausgestoßenes Donnerwetter eine zeitweise Einschüchterung dieser zudringlichen Trabanten. Übrigens scheinen manche Kinder, ihre Hand vor den

Mund haltend und Hunger klagend, darauf abgerichtet, selbst ohne Armut zu betteln; wenigstens wird dies angedeutet durch das gleisnerische Lächeln der neben den Kindern stehenden Mutter, die dem einfältigen, in die Falle gelockten Fremden hohnlächelt. Möchte man es denn für wahr halten, dass sogar reichere Leute in nachlässigem Bettlerkostüm ihre Hand zum Empfang einiger Kupferstücke ausstrecken? Dieselbe Zudringlichkeit konstatiert man an den Verkäufern, die an Deck des Dampfers kommen und Waren feilbieten. Frische Blumen, Südfrüchte, Schmucksachen, alles wonach einem Reisenden gelüsten mag, suchen sie in klingende Münze umzusetzen. Vorzüglich beim Anbieten von Zierraten tritt Gaunertum ans Tageslicht. Jene Schnitzerei, z. B. kostet anfangs zehn Lire; beim Herannahen der Stunde, wo die Händler den Dampfer verlassen müssen und sie die schwielige Faust der Matrosen auf ihren Schultern fühlen, ist sie für vier Lire erhältlich. Weigern sich die Passagiere, auch zu diesem mäßigen Preise zu kaufen oder bleiben sie unter dem realen Werte des Gegenstandes, ziehen die Völker, in den Bart brummend, ab, wenden sich jedoch sogleich mit elektrischer Schnelligkeit, sobald ein Reisender aus Ulk den nominalen Preis angibt. Das liebe Geld!

NACH SUEZ. Die Stunden schwinden schnell und Abschied wird genommen von lieben Confratres; sie reichen uns als letzte Bekannte in Europa die Hand. Der beleuchtete Hafen bot einen feenhaften Anblick. Je weiter das Schiff sich vom Festland entfernte, desto mehr schienen die einzelnen Lichter der Hafentrundung aneinanderzurücken, bis sie schließlich ineinander schwimmend eine kontinuierliche Flammenkette bildeten. Vom Vesuv war nichts zu sehen. Seiner statt erblickten wir am nächsten Morgen die Insel Stromboli. Der rauchende Krater vereinte seine schwarzen Wolken mit den am Horizont vor-

übereilenden. An den Bergseiten lagen breite Lavaschichten, bis an die Ortschaften am Gestade reichend. Kaum ist die Insel außer Sicht, als Sizilien in der Ferne aus dem Meeresspiegel auftaucht. Der Anblick dieser im Altertum viel besungenen Insel von der messenischen Straße aus verrät nichts von ihrer ehemaligen Fruchtbarkeit. Der ganzen Küste entlang befinden sich Wohnungen. Die grauen Felsen geben den Anschein einer Feste, die Gefilde des Binnenlandes gegen Seeräuber schützend.

Als der Dampfer der Stadt Messina gegenüber fuhr, schmetterten die Hornisten etliche Märsche. Die Sizilianer konnten jedoch, der Entfernung wegen, die verhallenden Töne nicht vernehmen. So möge dieser Gruß dem deutschen Schiller gegolten haben, der dieser Stadt durch seine „Braut von Messina“ einen unsterblichen Ruhm geschaffen hat. Auf einem Vorsprunge der kalabrischen Küste erhebt sich noch das durch die Ballade desselben Dichters berühmt gewordene Schloss, von dessen Höhe sich der Taucher stürzte. Unter den Passagieren, die literarische Bildung genossen, wurden Unterhaltungen gesponnen über Seefahrten und Seefahrer des Altertums. Hier passierten auch die Apostelfürsten auf ihrer Reise nach Rom.

Die letzten Spitzen des europäischen Festlandes hüllten sich allmählich in Nebel. Das Wetter ist freundlich; auch belästigt die Wärme die Reisenden nicht. Etliche Vögel begleiten das Schiff, flattern in geringer Entfernung über den Wellen, rasten dann und wann auf dem Takelwerk, und legen ohne Beschwerde die zweieinhalbtägige Strecke von Italien nach Afrika zurück.

Überall in der Runde Himmel und Wasser. Leistet das Bild der Langweile Vorschub? Nicht im Geringsten. Nichts vermag die Seele so erhaben zu stimmen als eben dieses Schauspiel. Endlos ausgedehnte Fluten versinnbildeln die Unermesslichkeit Gottes und die Größe seiner

Schöpfung. Friede und Harmonie lagern auf dem Meeresspiegel; kaum verdrängt eine Welle die andere. Von leisen Lüften geliebkost und den blauen Himmel widerspiegelnd, kräuseln sie sich kaum. Wer könnte da mit Stürmen rechnen, die das Meer ungestüm aufwühlen, Schiffe zum Spielball ihrer Willkür machen und manches Leben ausblasen? In aller Ruhe steuert „Barbarossa“ dem Suezkanal zu.

RUNDSCHAU. „Barbarossa“ ist zur Zeit der drittgrößte Passagierdampfer des Norddeutschen Lloyds, fährt im Winter zwischen Bremen und Australien, im Sommer dagegen zwischen Bremen und Nordamerika.

Ein Blick auf die Passagiere, ein kurzes Lauschen nach dem gesprochenen Idiom verrät sogleich, dass die meisten Passagiere Söhne Albions oder nach Australien ausgewanderte Iren sind. Zu den in Bremerhaven eingestiegenen zwanzig Kajütenpassagieren zweiter Klasse traten in Southampton über zweihundert Engländer hinzu. Dem australischen Ansiedler ist es eigen, lebhaftes Gefühl mit dem Vaterland zu pflegen und es oft zu besuchen. Fast keiner der englischen Passagiere fuhr zum ersten Mal gen Süden. Viele waren per „Barbarossa“ nach Europa gefahren und fuhren nun an Bord desselben Dampfers nach Ceylon oder Australien zurück.

Kein anderes Volk versteht es so meisterhaft wie der Engländer, seine Selbständigkeit zu wahren. Seine Sprache drängt er anderen Völkern auf, seinen Geist impft er ihnen ein, manchmal durch Gewaltmittel und Blutvergießen.

Diese Selbständigkeit äußert sich selbst im Auftreten der einzelnen Individuen, was zu loben ist, solange der Individualismus nicht in Anmaßung und Rücksichtslosigkeit entartet. Sehen Sie, wie ungeniert die einzelnen Familien ihren Haushalt versorgen. Die Kinder laufen barfuß einher, raufen nach Herzenslust, holen sich aber auch

nicht selten eine geschickt applizierte Ohrfeige oder eine anderweitige Zurechtweisung.

An originellen Typen fehlt es nicht. Da ergeht sich langsamen Schrittes eine elterliche Matrone; an der eigenen Person schleppt sie eine bedeutende Bürde und, um der Schwindsucht zu entgehen, genießt sie zum Frühstück etliche Portionen Fleisch. Sie ist eine Berühmtheit; dreißig Jahre hindurch spielte sie mit demselben Schachbrett, vor welchem sie ihren Gegner nun zu bieten trachtet. Ernst erwägend, verrät sie nichts durch Mienenspiel, redet kein Wort über des Gegners unglückliche Züge, sondern verzicht bloß alle zwei Sekunden die Augenbrauen und die geschwollene Stirn. Jene andere in den besten Jahren stehende Frau marschirt einher, als trüge sie seit Jahren die Ehrenzeichen eines preußischen Generals. Ein spindel dünnes Fräulein kommt regelmäßig zu spät in den Speisesaal gesprengt, Kopf im Nacken, den Zopf hoch aufgetürmt, alle forsch überblickend, den Schmeichelworten der Offiziere und Aufwärter äußerst zugänglich.

Es wird musiziert. Ein Dämchen, eben aus dem Pensionat, trägt eine holde Weise vor, selbstbewusst, das Haupt bei sentimental Stellen wie inspiriert auf dem schlanken Halse balancierend. Ihre Stimme besitzt den eigentümlichen Reiz eines Zigeunerbubens und figurirt ein verfehltes Tremolo.

Die Rasse der Riesen ist noch nicht ausgestorben. Jener lange Sohn Albions führt sein Haupt unter der Decke spazieren, oder betrachtet, auf seinem Klappstuhl ausgestreckt, die Spitzen seiner eleganten Schuhe aus weiter Ferne.

Glücklicherweise fallen nicht alle Passagiere in die Kategorie der Exzentrischen. Einige unterrichten uns tagtäglich in liebenswürdigster Weise in der Aussprache englischer Wörter, das Sprachenkreuz aller Nichtengländer.

DURCH DEN KANAL. Am 27. Oktober ist Port Said erreicht. Die Stadt trägt einen vorwiegend europäischen Charakter. Nur wird das afrikanische Klima durch weite Kleider verraten. Die nach Art einer römischen Toga hängenden Gewänder wirken durch Vielfarbigkeit und Faltenreichtum recht angenehm. Auch scheinen sie dem Schmuggel Vorschub zu leisten. Dies erhellt aus dem Benehmen der Zollbeamten. Jede verdächtige Person wird von oben bis unten betastet. Die Frauen sind ver mummt.

Der Dampfer durfte wegen seines Tiefganges und des bloß 8,5 Meter Tiefe messenden Kanals keinen großen Kohlenvorrat laden. Die Fahrgeschwindigkeit wurde auf 9 km die Stunde reduziert. Die Kinder der Baggerleute benutzten die Gelegenheit, leichtgekleidet dem Dampfer entlang zu laufen und um die Wette die Äpfel zu erhaschen, die vom Schiff aus ans Land oder in den Kanal geworfen wurden. Bekanntlich ist der Kanal nur 60-100 Meter breit. Das vom Dampfer versetzte Wasser drängt nach den Ufern. Die Wellen, mit dem Schiff parallelllaufend, belecken die Seiten und ziehen viel Sand in das Kanalbett.

Von Port Said ab ist die Landschaft traurig öde. Die Pflanzenwelt wird immer spärlicher. Nur an einigen Plätzen haben Europäer unter großem Kostenaufwand dem unfruchtbaren Boden Zierstauden, eine Art Garten, abgezwungen. Zu den Arbeiten an Land wird das Kamel verwendet. Langsam lässt es sich nieder und empfängt eine Ladung Sand oder Steine auf dem Rücken.

Die Fahrt durch den Kanal dauerte, mit einer Ruhepause von zwei Stunden zum Vorbeilassen dreier Dampfer, achtzehn Stunden.

IM ROTEN MEER begann die Hitze mehr und mehr zuzunehmen. Während der letzten Monate hatte man des Grauenhaften über die hier herrschende Temperatur so viel gehört, dass man recht unangenehme Tage erwarten

durfte. Mehrere deutsche nach China reisende Soldaten waren dem Hitzschlag erlegen und in die blauen Fluten gesenkt worden. Sollten auch wir schreckliche Strapazen durchmachen müssen? Die Sonne war verhältnismäßig gnädig. Am meisten litten die Damen. Bei jedem Essen erschienen mehr und mehr in luftigem Salonkostüm, das selbst im Zwiegespräch erhitzte Herzen abzukühlen vermochte. Die Fächer schwanden nicht mehr aus ihren Händen. Jeder suchte das kühlste Plätzchen und wanderte je nach der Tageszeit von einer Seite des Promenadendecks zur anderen. Glücklicherweise wehte ein günstiger Wind dem Schiff entgegen, ausgenommen an einem Tage. So merkte man kaum 34 Grad Celsius im Schatten. Nachts schlief man am liebsten auf dem Fußboden oder an Deck. Während der Mahlzeiten sorgen bunkhas für frischen Luftzug. Trotzdem freut man sich, nach viertägiger Fahrt Aden zu erreichen.

Die arabische Küste weist hier bloß nackte, reichlich gezackte Felsen auf. „Barbarossa“ blieb weit von der Küste entfernt liegen. Im Hafen brummte ein Dampfer seine Quarantäne ab. Nach der Ankunft des Hafentarzes näherte sich unser Schiff dem Lande. Zahlreiche Araberboote erschienen und boten Waren an. Der Araber ist ein geriebener Kunde. Sein schlanker Körper, feiner Kopf, blinzeln Augen, schneeweiße Zähne, lebhaft Gebärden und ausdrucksvolles Mienenspiel machen gerade keinen üblen Ausdruck. In Neapel ließen sich Taucher durch hingeworfene Knochen und schwere Gegenstände verleiten, ins Meer zu springen und mit den wertlosen Dingen an die Oberfläche zu kommen. Die Araber unterschieden geringwertige Münzen auf den ersten Blick von höheren. Gewitzt!

Da rudern 8-9-jährige Bengel heran. Hurtig klettern sie an den Schiffstauen entlang, verschwinden jedoch, sobald ein Matrose oder einheimischer Polizist sich blicken lässt,

ebenso behände vom Deck. Es kostet ja bloß einen Kopfsprung. Kein Händler darf wegen der Kürze unseres Aufenthaltes an Bord kommen; wer mit ihnen handeln will, muss es unten am Fallreep tun.

Nach Land fahrende Passagiere erfreuen sich einer interessanten Schaukelpartie. Das Boot wird hin und her geworfen. Es bedarf bereits kecken Mutes, von der hoch über dem Wellengang befestigten Treppe ins Boot zu gelangen. Manch zarte Dame bebt herzklopfend vor dem Sprung zurück.

Auf dem Weg nach den berühmten Tanks oder Zisternen folgen uns ein Dutzend junger Burschen. Inständig flehen sie um ein Almosen; sind sie doch laut ihrer Aussage eltern- und hilflos auf dieser weiten Welt. Einzeln befragt, gesteht jeder Kleine frank und frei, noch beide Eltern zu besitzen, meint jedoch in aller Einfalt, auch dieses Eingeständnis der Lüge sei Geldes wert. Polizeidiener, den Amtsknüppel unterm Arm, vertreiben die kleinen Bettler, gestatten einem aber nicht darob aufzuatmen. Sie sind ja selbst uniformierte Bettler, gierig, das Abwehren einer Fliege und den Gruß in deutscher Sprache zu vermünzen.

Alles ist für Geld erwerblich, selbst das Trinkwasser in den Zisternen. Freilich ist Süßwasser selten. Die umfangreichen, zwischen den Bergen gemauerten Wasserbehälter sollen den Regen auffangen. Seit vier Jahren fiel kein einziges Tröpfchen. Infolgedessen herrscht eine trostlose Dürre. Kein Hälmlchen sprießt und obendrein weht der Scirocco von den Wüsteneien Afrikas herüber.

Die Bewohner dieser Gegend sind auf den Handel zum Lebensunterhalt angewiesen. Sie bieten auch wertvolle Waren an: Löwen-, Tiger- und Leopardenfelle, Antilopengeweih und Straußfedern. Die anfangs enorm hohen Preise fallen tiefer und schneller als die Aktien in einem Börsenkrach. Augenscheinlich weht neben dem afrikanischen auch israelitischer Wind. Außer dem Akkordieren muss der Käufer den Wert der angebotenen Waren

kennen. Ob die prachtvollen Straußfedern in den langen Blechbüchsen auch wohl alle echt sind? Jener junge Mann weist unablässig auf die Stelle hin, wo die tödliche Kugel ins Tigerfell drang. Betrug ist so tief eingebürgert, dass selbst Kohlenhändler die Säcke unter dem festgesetzten Maße füllen und der beim Laden aufsichtführende Araber der strengsten Aufsicht bedarf. Alle Kohlenträger wenden jedoch ihre volle Körperkraft an, mag auch der Schweiß von der Haut rieseln. Unter dem Getöse lärmender Zurufe muntern sie einander zum frohen Schaffen auf, bis sie nach vollbrachter Arbeit auf den leeren Säcken ruhen können.

Frohsinn wohnt den Leuten inne. Vier Büblein, zur Belustigung der Reisende von den Offizieren an Bord geduldet, liefern den Beweis. Alles geschieht nach Wunsch. Auf Wunsch singen sie englische Lieder und heben durch allerhand Gesten den Sinn der Worte hervor. Auf Wunsch tragen sie französische Volksweisen vor, ohne ein Wort davon zu verstehen; mehrmals singen sie in einer anderen Sprache, behaupten jedoch, es sei Französisch. Auf Wunsch boxen sie à l'anglaise und versetzen einander derbe Püffe. Auf Wunsch ringen sie Körper an Körper und halten mit dem Ringen aus, bis auf Zuflüsterung des einen Kämpfers der andere sich donnernd zu Boden schmettern lässt. Kommt es zum Zahlen, erfährt man verduzt, dass die Ringenden nicht allein Kampf- sondern auch leibliche Brüder sind, und der Gewinn in dieselbe gemeinsame Kasse wandert. Stundenlang zogen die Kleinen das Fechten und Singen in die Länge, bis man ihnen die nahe Abfahrt des Dampfers meldete. Schleunigst liefen sie zur Stelle, wo das Kohlenschiff liegen musste. O weh! Ohne den dumpfen Ton der Maschine beachtet zu haben, war er ihnen abgefahren. Tränen entströmten den Augen. Ihretwegen konnte man kein Boot in die See lassen und die Abfahrt des Passagierschiffes um eine Stunde verschieben.

Eilends stürzten sie zur Landungstreppe. Dort befand sich noch zur größten Freude ein Nachen mit einheimischen Händlern, durch die sie Aden erreichten.

Wir verliessen freudestrahlend diese traurige Einöde Arabiens und steuerten gen Ceylon, unweit der Küste Indiens.

COLOMBO. Ohne Furcht vor Übertreibung darf man Ceylon eine paradiesische Insel heißen. Schon vom Hafenbecken aus gesehen, bietet Colombo dem Auge ein reizendes Panorama, ohne den unerschöpflichen Reichtum seiner Tropenpflanzen zu verraten. Unverzüglich bewundert der Neuling die Palmenhaine und lieblichen Anlagen im Europäerviertel. Unweit der Säulenhallen reicher Villen reihen die Kokospalmen Krone an Krone, strotzen Brotfruchtbäume, Dattelpalmen, Drachenblutbäume, Pinien, Hibiskus, Aucubas [Aukuben, auch Goldorangen genannt], kurz, edle Tropenpflanzen, die in Europa nur bei genauester Pflege in Treibhäusern gedeihen. Ihre Früchte, Blüten oder buntfarbigen Blätter würzen die Luft mit Balsamdüften. Wonnetrunken fährt man durch endlose Alleen und Straßen, im Reiche der üppigsten Natur.

Ein ganzer Tag ist uns hier beschieden. Der Erzbischof ließ uns in seiner außerhalb der Stadt gelegenen Residenz die liebevollste Gastfreundschaft angedeihen. Ein Oblatenpater zeigte uns blühende Schulen, verschiedene Kirchen und das englische Spital.

Die Insel Ceylon zählt etwa 200 000 Katholiken, wovon 40 000 in Colombo wohnen. Der Fortschritt des Katholizismus, von dem die bärtigen Missionsveteranen begeistert reden, ist wirklich staunenerregend. Die Singalesen sind im Allgemeinen religiös veranlagt und üben ihre Religion aus dem Inneren des Herzens. Eine eigenartige Kaste geniert sich nicht, ihren Glauben nötigenfalls mit Waffen in der Hand zu verteidigen, und zwar gegen die Anhänger des Islam. Die Kirchen sind geräumig und durch einheimische Künstler regelrecht bemalt.

Bewunderung verdient das englische Petta-Spital. Die einzelnen Gebäude liegen weit auseinander und sind durch Wandelgänge miteinander verbunden. Zwischen den einzelnen Häusern erstrecken sich entweder freie Rasenflächen oder stets grünende Anlagen, den Kranken ein Labsal. Alles atmet peinliche Reinlichkeit; eine frische Brise zieht durch die einzelnen Räume. Die meisten Kranken leiden an Fieber oder deren Folgen. Eine Abteilung, Paradies oder Vorzimmer zum Paradies genannt, birgt nur Schwerkranke. Einmal in diesen Räumen, wandern sie bald in die Ewigkeit. Hier vernimmt man nichts als Stöhnen und Wehklagen, sieht man nur abgemagerte Gesichter, wandelnde Skelette und personifiziertes Elend, riecht man nur üble moderartige Ausdünstungen.

Inmitten dieser Krankenatmosphäre wandelt die Krankenschwester, wie ein Engel überall Trost und Linderung der Schmerzen spendend. Allen Schwestern steht Aufopferung in blassen Zügen auf der Stirn geschrieben, sticht Müdigkeit aus den Augen hervor. Dennoch belebt Heiterkeit und Frohsinn ihr ganzes Wesen.

Möchte man glauben, dass bei den 5-600 Kranken nicht mehr als zwölf Schwestern tätig sind? Die englische Regierung will nicht mehr zulassen. Immerhin dürfen wir stolz darauf sein, dass eine protestantische Verwaltung diese Bürde katholischen Schwestern auferlegt und dem tiefwurzelnden Heroismus edelmütiger Frauen solche Anstrengungen zumutet. Rastlos üben sie ihr Missionsamt aus. Manche kindliche Seele senden sie nach kurzer Lebensfrist geraden Weges in den Himmel. Manchem altersschwachen Manne lassen sie nach genügendem Unterricht in den herrlichen Lehren des Christentums das Sakrament der Wiedergeburt spenden.

Kranke aller Nationen finden in diesem Spital ein gesegnetes Obdach. Interessant war es, hier sogar einige gefangene Boeren [ndrl. Name für die Buren; die Afrikaans

sprechenden, europäischstämmigen Einwohner Südafrikas] anzutreffen. Sie freuten sich, holländische Laute zu vernehmen. Um ihren Ingrimm gegen die Engländer nicht zu erwecken und ihr Fieber nicht zu steigern, untersagte uns ein englischer, Wache stehender Offizier jedes Gespräch über den Transvaalkrieg. Ihre Aussagen konnten wir entbehren: von einem Trappisten, der auf den Schlachtfeldern tätig gewesen war, konnten wir des Grauenhaften und Grausamen in Hülle und Fülle erfahren.

Stunden und Stunden hätten wir im Spital verbringen können. Es neigte sich jedoch der Tag, und unser Dampfer sollte bald nach Australien weiterfahren. An Bord wandelte eine Schar von Negern, Waren absetzend. Bereits am Vorabend waren die Helden in Schwärmen an Bord gekommen. Man hätte glauben können, es seien Seeräuber, die sich im Dunkel der einbrechenden Nacht auf das Schiff stürzten, es zu plündern. In Wirklichkeit waren es Handelsleute, oder Schneider und Waschleute, die ihre Dienste anboten.

In Colombo waren verschiedene Passagiere ausgestiegen, sodass wir eine bequeme Kabine zur jetzigen hinzubekommen konnten. Vor allem freuten wir uns, eine Bande von 30-40 Indier [aus einem für Indien gehaltenen Gebiet stammende Person, Inder] los zu werden, die unter Leitung eines in Colombo ansässigen Deutschen eine Reise nach Europa, speziell Deutschland gemacht hatten, um ihre Zauberkünste zur Schau zu bringen. An Bord des Dampfers hatten sie drei Vorstellungen gegeben. Wer wollte, konnte gegen einen willkürlichen Beitrag ihre Künstelei, Gelenkigkeit und fabelhafte Stärke bewundern. Den Zwischendeckpassagieren waren sie, da nach Väterbrauch geschaltet und gewaltet und gekocht wurde, eine unangenehme Gesellschaft.

NACH PERTH. „Barbarossa“ legte nun die längste ununterbrochene Fahrt zurück, ohne Land und Schiffe zu passieren. Im mittelländischen, roten und indischen Meer bis Colombo erblickte man doch dann und wann ein Schiff. Kurz vor Durchfahrt der Straße von Bab el Mandeb war uns der holländische Dampfer „Gelderland“ begegnet. An Bord befand sich der gefeierte Boerenführer Paul Krueger. Ihm und in ihm dem tapferen Boerenvolk hätten wir gern unsern Enthusiasmus zugejubelt. Da jedoch die Mehrzahl unserer Passagiere Engländer sind, ließ unser Kapitän, eine offizielle Begrüßung meidend, den holländischen Dampfer am fernen Horizont vorbeistreichen. Pekuniäre Interessen setzen freilich der patriotischen Begeisterung oftmals einen Dämpfer auf.

Von Colombo bis nach dem Festland Australiens, also vom 10-20ten November, begegnete uns kein einziger Dampfer. Anstattdessen brachten uns Wetter und See Abwechslung. Schwarze Wolken bedeckten das Himmelsgewölbe und heftiger Regen peitschte das Schiff. Zur Dünung gesellte sich eine starke Brise und brachte den Dampfer ins Schwanken. Er begann zu stampfen. Wiederholt sank der Bug so tief, dass die Wellen bis zum Promenadendeck vordrangen. Im Zwischendeck trat die Seerkrankheit auf. Von den Missionaren verspürten zwei Laienbrüder und eine Schwester die innere Revolution, vermochten jedoch niemanden anders für ihre aufrührerische Tätigkeit zu begeistern.

Von der Krankheit verschont, kann man das Schauspiel der Meereswut redlich kosten. Windgepeitscht wogen die Fluten, ab und zu Gischt speiend; in Groll und Zorn wallen sie auf, wenn die vom Bug verdrängten oder gegen das Schiff prallenden Wellen mit anderen in Konflikt geraten. Erstere wälzen sich gegen letztere und liefern bei ihrer Begegnung einen gewaltigen Kampf. Jede stößt, ihren Gehalt behauptend, gegen die andere, bis sie, gemeinsam gipfelnd, schäumenden Gischt in die Höhe

schleudern. Die Tropfen fallen auf die getürmt sich weiterwälzende Masse zurück oder, selbst vom Winde gepeitscht, auf die gleichsam in sich zusammenbrechende Welle. Ehe sie wieder in die Tiefe sinken und sich mit der Masse vereinen, zaubern sich in ihnen bei Sonnenschein die Farben des Regenbogens deutlich wieder. Die geschwellenen Wellen rollen eine Strecke weiter und lassen, als unverkennbaren Ausdruck ihres Zornes, über dem wirbelnden Wasser weiße Schaumflächen zurück. Das Fluten wiederholt sich in wechselnder Form und wechselnder Stärke. Stundenlang möchte man dem Wellenschlag zusehen und dem dumpfen Rauschen lauschen.

Erheiternd wirkte an einem Tage ein kleiner Vorfall auf die Gesellschaft. Eine starke Welle lief in ungewöhnlicher Höhe der Schiffswand entlang, bis sie den breiten Auswurftrichter des Waschraums anprallte, sich wuchtig gegen die Decke des Promenadendecks hob, und ihren segensreichen Inhalt auf vier in Klappstühlen sanft schlummernden Passagiere ergoss. Augenblicklich sprangen die Betroffenen von ihrem Lager auf, Gesicht und Kleider förmlich triefend. Ein österreichischer, behufs Sprachstudien nach den Fidji-Inseln reisender Professor, war ungeheuer bestürzt; er meinte, der Dampfer sei im Sinken. In der Nähe stehende Reisende brachen in ein herzliches Gelächter aus.

Der Wellengang war nie so stark, dass er uns an der Darbringung des heiligen Messopfers in unseren Kabinen gehindert hätte. Hinsichtlich des sonntäglichen Gottesdienstes kann ich unserm Kapitän gerade kein Lob spenden. Von der Direktion in Bremen hatte er Weisung erhalten, den Missionaren zum Messelesen tagtäglich das Staatszimmer zur Verfügung zu stellen. Erst kurz vor Abend machte er die Weisung bekannt, sodass selbst der Bischof allmorgendlich in seiner Kabine zelebriert hatte. Es ist wohl wahr, dass schwerlich ein Raum zu finden war, wo alle Katholiken der drei Klassen zusammenkommen

könnten, zumal die Passagiere erster Klasse die gewöhnlichen Leute in ihren Räumen nicht dulden würden. Jedoch hätte er dafür sorgen sollen, dass das Zelt jeden Sonntagmorgen zeitig aufgeschlagen sei, um unnötiges Hin- und Herlaufen zu vermeiden.

Wie benehmen die protestantischen Passagiere sich den Missionaren gegenüber? Mit Ausnahme von vier Katholiken gehören die meisten englischen Passagiere entweder der anglikanischen oder Methodistenkirche an. Alle Sonntage haben sie gemeinsamen Gottesdienst, singen Lieder und hören Bibellesungen und -erklärungen an. Bei vielen ist die Gottesverehrung bis zur Frömmerei und Pharisäerstrengigkeit getrieben. Keiner wagt es, ob aus Menschenfurcht oder striktester Sonntagsheiligung, an einer Sportbelustigung, der an Wochentagen Stunden und Stunden gewidmet werden, teilzunehmen. Sonntags soll bloß ein frommes Buch gelesen und heilige Musik gespielt werden. Schon dieser eigentümliche Charakterzug könnte in Ermangelung gesellschaftlicher Gründe den regen und freundschaftlichen Verkehr erklären, den die Engländer mit uns pflegen.

Dasselbe kann nicht von den nach Australien ausgewanderten protestantischen Deutschen gesagt werden. Als einige von ihnen unsern Schwarm Schwarzhäute in Genua an Bord steigen sahen, meinten sie ironisch, eine „interessante“ Jonagesellschaft zu bekommen. Sie irrten sich gewaltig. Ja, sie verkehrten mehr mit uns Pechschwarzen als mit einem lutherischen Pastor, der nach Samoa fährt. Am ersten Tage unserer Zusammenreise stellte dieser Herr sich uns in feinsten Etiquette vor und verkehrt seitdem vertraut mit seinen katholischen „Stiefbrüdern“. Kurz vor seiner Abreise nach der Südsee nahm er sich eine Lebensgefährtin. Er beabsichtigt fünf Jahre in Samoa zu bleiben und dann nach Deutschlands Gefilde zurückzukehren.

WESTAUSTRALIEN. Bevor das Festland in undeutlichen Umrissen sichtbar wird, erblicken wir die Insel Roatnest, worauf eingeborene Sträflinge in minderwertigen Salzwerken arbeiten. Von diesem Eiland bis zum Festland tauchen in geringen Entfernungen Klippen auf. Das Meer ist seicht und das Fahrwasser unsicher. Ebendeshalb muss jeder Dampfer in der Nähe dieser Inseln die Signalflagge hissen und einem Lotsen das Ruder anvertrauen.

Colombo ist ein Eldorado und eine Perle der Tropenwelt. Westaustralien hingegen macht, von der See aus gesehen, einen elendigen Eindruck, obwohl die Gebäude der einzelnen Niederlassungen europäische Bauart aufweisen. Die Küste nördlich von Fremantle ist äußerst sandig. Staubwolken wirbeln in der Luft. Fliegenschwärme belästigen Menschen und Tiere. Erklärlich ist es, dass die seit 1826 begonnene Kolonisation äußerst langsam voranschritt, selbst als England von 1850-68 mindestens zehntausend Sträflinge dorthin deportierte.

Der Haupthandel bestand in der Ausfuhr des Holzes der Eukalyptus- und Sandelbäume. Ungeheuern Aufschwung nahm aber die Kolonie, als zwischen den Irwin- und Murchisonflüssen Goldfelder entdeckt wurden. Trockenes Klima, dürrer Boden, salzhaltiges Wasser, Armut an fruchtbaren, oft mit giftigen Pflanzen bewachsene Weiden bildeten kein Hindernis mehr zur Bevölkerung des Landes. Geldgierige Abenteurer schifften sich in stets wachsender Anzahl nach Westaustralien ein. Ihre Zahl ist noch am Steigen.

Wo war vor sechs Jahren die nach europäischem Muster erbaute Hauptstadt Westaustraliens, die schöne nördlich vom Schwanenfluss gelegene Stadt Perth? Der Hafen wird erweitert. Baggerschiffe sind tätig. Unter dem Wasser werden gefährliche Felsen gesprengt. Dämme sichern alle Schiffe gegen stürmische Fluten. Bis dahin mussten alle Fahrzeuge bei Unwetter hinter der südwärts gelegenen Garteninsel Zuflucht finden.

Seit einem Jahre laufen die Dampfer des norddeutschen Lloyd den Hafen von Fremantle, Reede der 19 km landeinwärts entfernten Hauptstadt Perth, mit größtem Erfolg an. „Barbarossa“ setzte viermal mehr Waren ab als der neun Stunden hernach eingelaufene englische Postdampfer „Australia“.

NACH ADELAIDE. Gleich dem Golf von Biscaya wird King George Sound an der Südwestspitze Australiens häufig von Stürmen heimgesucht. Die Brise wurde stärker und stärker. Fünfundzwanzig in Fremantle eingestiegene Passagiere, meist junge Frauen mit unartigen Schreihälsen, empfanden wenig Freude am Schaukeln des Dampfers und ließen ihren Unmut dem Meere fühlen.

In Australien beginnt zu dieser Zeit der Sommer. Schwalben durchkreisten die Luft. In den Gärten blühten die Blumen in voller Pracht. An zwei Tagen wurde die Temperatur so kühl, dass man den Überrock aufsuchen musste.

Noch vier Tage sollten wir an Bord des Dampfers verbringen. Wiederum Himmel und Wasser. Das Oberdeck dient als Observatorium. Vergebens sucht das Auge nach etwas Neuem. Leer ist der Himmel, leer und faltenlos das Meer. Wie eine Schnecke kriecht der Dampfer durch die unendlich weit ausgedehnte Meeresfläche. In früherer Zeit muss die furchtbare Leere entmutigend auf die Seefahrer und Reisenden eingewirkt haben: nichts kann in weiter Ferne erblickt und nichts überholt werden; nichts lässt auf Fortschritt schließen. Blaue Fluten unter uns und der spöttelnd fliehende Horizont in der Runde. Auf derselben weiten Fläche rücken wir keinem Gegenstande näher. Jeden Tag umfasst das Auge die Rundung der sichtbaren Welt, und ist durch die Entfernung gequält, bis endlich sein Spielraum eingeengt und das Ziel gesichtet wird. Diesmal Adelaide.

Am Tage unserer Ankunft, dem 25. November, schwelgte das Festland in 40 Grad Celsius. Im Laufe des Nachmittags begann ein kalter Südwind zu wehen. Mit diesem plötzlichen Wechsel hatten die Herrschaften nicht gerechnet, die aus Adelaide hergefahren kamen, um entweder den Dampfer zu besichtigen oder aus Europa zurückkehrende Verwandte zu begrüßen. Die herannahenden Kleindampfer tanzten auf den Wellen. Vergebens suchten Herren und Damen sich gegen die übers Deck schlagenden Wogen zu schützen. Wenig Wasser genügte zur Durchnässung durchsichtiger Tropenkleider. Infolge des bedeutenden Wellenganges wurde das Landen derart erschwert, dass wir erst am folgenden Nachmittag, vom „Barbarossa“ Abschied nehmend, den Schnellzug Adelaide-Melbourne besteigen konnten.

LANDREISE NACH SYDNEY. Was soll ich von den australischen Zügen sagen? In Europa hatte man kein günstiges Bild von ihnen gemalt: ermüdend müsse es sein, langsam über sandige Ebenen zu fahren. Verleumdungen schmerzen umso mehr, wenn sie Einrichtungen ganzer Nationen treffen. Unser Schnellzug, dessen Wagen hier gut, ja in New South Wales sogar fein ausgestattet sind, eilte rasend dahin und brachte uns in fünfunddreißig Fahrstunden nach Sydney. Dass die Reise langweilig gewesen, kann niemand behaupten. Wo neue Bilder, neue Sitten, neuer Himmel und neue Erde auftauchen, da betrachtet das Auge und forscht der Geist.

Die ganze durchfahrene Gegend ist vielmehr hügeliges Plateau als flache Ebene. Fast ununterbrochen durchziehen wellenförmige Erhebungen die Gegend. Der Gipfel der Lofty-Kette misst 711 Meter. Täler und Schluchten mit Ausblick auf das glitzernde Meer verleihen der Strecke anmutigen Reiz. Wohin der Blick auch schweifen mag, irgendwo entdeckt er Waldungen. Die Bäume stehen weit

auseinander; dazwischen Gras und Unterholz. Akaziengestrüpp mehrt sich, je weiter wir gen Osten fahren. Dort treten auch andere krautartige Holzpflanzen auf. Viele Eukalypten werden entfernt. Anstatt sie umzuhauen, wird ein etwa 3 cm tiefer Ring zwei Fuß über dem Boden in den Bast gekerbt, allen Saftzudrang verhindernd. Viele abgestorbene Bäume strecken ihre grauen verwitterten Äste in die Höhe, als habe die sengende Sonne alles Leben ausgesaugt. Der dürre Stamm wird angezündet. Langsam brennt das Feuer weiter, bis der verkohlte Stamm in sich zusammenbricht. Im Dunkel der Nacht machen die glühenden Stämme einen eigentümlich geheimnisvollen Eindruck, wirken aber bei Tage überaus melancholisch.

Das Fällen der Bäume soll der Entwicklung der Viehzucht dienen. Australiens Reichtum besteht ja, neben ausgedehnten Goldfeldern und Erzgruben, in Weideflächen. Endlos strecken sie sich aus. Herden prächtiger Pferde und Kühe und Schafe (letztere sollen sich auf 125 Millionen belaufen) bilden den Reichtum der squatters. Wilde Kaninchen flüchten zu tausenden vor dem Dampfross in ihre Höhlungen.

Oft meilenweit eilt der Zug durch die Landschaft, ohne eine menschliche Wohnung zu sichten. Die Nähe einer größeren Stadt merkt man durch das Auftreten europäischer Pflanzen: Südfruchtbäume, Oliven, Weinberge, Nadelhölzer, Mais und Korn. Hier sind Riesenkanigurus, Schnabeltiere, Emustraube, Leierschwänze, schwarze Schwäne und Papageien heimisch.

Mögen auch einige Landschaften vor allem in der Nähe des Murray-Flusses Üppigkeit verraten oder einige Villen in öden Walddistrikten das Auge entzücken, allenthalben offenbart sich die verfluchte Plage Australiens – die Dürre. Grundbesitzer stellen wohl grüne Matten in der Umgegend größerer Flüsse her und leiten Gewässer in Kanälen weiter. Im Allgemeinen jedoch hat die Sonne dem Gras die tiefgrüne Farbe genommen. Wie kann das Vieh

die dürren Halme auch nur anrühren? Neben den Wohnhäusern erheben sich umfangreiche Wasserbehälter; auf den Bahnhöfen hängen gefüllte Wassersäcke, und manchen Goldfeldern wird das Trinkwasser per Bahn zugeführt.

Trotzdem entwickelt sich Australien ganz bedeutend. Überall begegnet man blühenden Mienen. Die Luft ist zwar trocken, aber gesund.

Die Kolonisten dringen immer weiter nach Norden vor, bis sandige Wüsteneien oder undurchdringliche Stachelschweingräser (spinifices) dem Anbau eine Grenze setzen. Eingeborene Australier sieht man wenige. Im Zug begegneten wir zwei Frauen, die uns ein Bild der Rasse vor Augen führten: breites Gesicht, weiter, unförmlicher Mund, platte Nase, dunkelbraune Gesichtshaut, ein Bild weder der Schönheit noch der Intelligenz. Die Ureinwohner wussten ihrem Lande nur geringen Nutzen abzugewinnen. Die Kolonisten hinwieder, unter dem Schutz englischer Freiheit, erwarben großen Reichtum. Ohne dem hätte die größte Stadt Australiens, Melbourne, im geringen Zeitraum von fünfzig Jahren keine halbe Million Einwohner ansammeln können.

Auch das religiöse Leben gedeiht. Sobald mehrere Ansiedler ein Dorf gegründet haben, errichten sie neben den friedlichen Hütten ein Kirchlein. In Melbourne und Sydney entfalten die Kathedralen einen bescheidenen Glanz. Außer der Kathedrale und einem Teil des botanischen Gartens, erlaubte uns die Zeit nicht, die Sehenswürdigkeiten Sydneys zu bewundern. Um halb vier nachmittags des 28. Novembertages waren wir an Bord des norddeutschen Dampfers „Stettin“ und steuerten aus dem reizenden Hafen nach Neu-Pommern.

NACH NEU-POMMERN. Seit Einrichtung der neuen Dampferlinien zwischen Singapore-Herbertshöh-Sydney [Herbertshöhe bezeichnet das heutige Kokopo] und Sydney-Hongkong legte „Stettin“ die zweite Reise zurück. An Größe und Fahrgeschwindigkeit steht dieser Dampfer den nach Amerika und Australien fahrenden weit zurück; am freundlichen Auftreten des Kapitäns stiehlt er ihnen den Rang. Bei Herrn Kapitän Niedermeyer leben wir im gemütlichen engen Familienkreise. Sein Name wird genannt, nicht bloß, weil sein herzhaftes Entgegenkommen lobenswert ist, sondern weil er kürzlich von Sr. Majestät dem Kaiser eine goldene Uhr nebst Medaille erhielt wegen kühner Rettung dreier Matrosen, die nach dem Sinken eines Schiffes achtzehn Stunden, am Mastbaum festgebunden, nach Hilfe gespäht hatten. Auch die Offiziere und sonstigen weißen Angestellten verkehrten freundschaftlichst mit uns.

Die gewöhnliche Mannschaft ist aus Malaien und Chinesen zusammengesetzt. Koch und Bäcker gehören dem „mandeläugigen“ Geschlecht an. Obwohl Deutschland augenblicklich gegen die Söhne des Himmelreiches Krieg führt, bereitet der Koch, ob Freund oder Feind, die Speisen auf ganz vorzügliche Weise vor. Chinesen besorgen das Auftischen. Einige von ihnen könnten den Zopf über den Boden schleifen lassen; gefälligerweise befestigen sie ihn mit einer Nadel an der Westentasche oder unter der Achsel.

Es befinden sich dreißig Passagiere an Bord, eine bisher unerreichte Zahl. Das Wort „gemütlich“ darf nicht im Sinne vollständiger Abwesenheit von allen Leiden aufgefasst werden. Bereits am ersten Abend blickten einige Passagiere melancholisch in die blauen Fluten und spähten mit halbverschleierte Augen nach Seeungeheuern aus, denen chinesische Kost auch mal munden könnte. Nur drei Priester (darunter ego) und eine Schwester blieben permanent seefest.

Die „Stettin“ steuerte der Ostküste Australiens entlang und verließ nach $\frac{3}{4}$ -tägigem Aufenthalt in Brisbane, Queensland, das Festland. Nun sollte der nächste Hafen Herbertshöh sein, das Land, wonach unser Herz so lange gesehnt. Die Tage und die zurückgelegten Meilen werden berechnet. Bei günstiger Witterung soll der Dampfer am 7. Dezember in die Blanchebucht [heute Blanche Bay, zur deutschen Kolonialzeit Blanchebucht genannt] einlaufen und soll bereits gegen elf Uhr morgens die Südspitze der Insel sichtbar werden.

Die Elemente verwirren die Pläne. Es fällt starker Regen, dichter Nebel verengt den Gesichtskreis, eine starke Gegenströmung mäßigt die Fahrt, und starker Wind erhebt sich. Erst spät erblickt das Auge waldbestandene Höhenzüge in der Ferne. Die Kunde fliegt von Mund zu Mund. Niemand bleibt in den Schiffsräumen; jeder lugt nach der verheißenen Insel.

Die Sonne, den ganzen Tag hinter schwarzen Wolken verborgen, ist schon seit mehreren Stunden untergegangen. Langsam steuert „Stettin“ in die Bucht. Durch die Dunkelheit hindurch werden Ferngläser auf die Lichter gerichtet, die in rötlich falbem Schein von Herbertshöh herüberleuchten.

Wer kündigt den Dampfer an? Leuchttürme existieren keine. Der Kapitän lässt einige Raketen abbrennen und erhöht den Effekt durch einen Kanonenschuss. Alsbald stößt ein Boot von der Küste ab und erreicht, von Wellen arg geschaukelt, unsern vor Anker liegenden Dampfer. Verwaltungs- und Postbeamte sind die einzigen Insassen des Bootes.

Und die Missionare? Sollten sie den dröhnenden Kanonendonner nicht vernommen haben? Ganz gewiss, denn vom Hauptgebäude dringt Gewehrfeuer zu uns. Kommt niemand? Die Erklärung lässt nicht lange auf sich warten. Seit drei Tagen hat der Monsun furchtbar gewütet, ja so furchtbar, dass kein weißer Ansiedler je einen so

schrecklichen Sturm in dieser Gegend erlebt hatte. Wichtig wälzten vom Wind aufgewühlte Wellen sich gegen den Strand, nicht nur Verderben drohend, sondern auch Verderben anrichtend: mehrere Landungswerften zerstört, Kähne und Boote zerschmettert oder an Land geschleudert, ein Eingeborener ertrunken, ein anderer beider Beine und eines Armes beraubt.

Kein Missionar darf der Brandung trotzen. Noch eine Nacht muss an Bord des Dampfers verbracht werden, jedoch in der tröstlichen Hoffnung, bei Tagesanbruch landen zu können. Alle sind in früher Stunde bereit. Aber ach! das Missionsboot kommt nicht. Wer soll, da das Ziel vor Augen schwebt, nicht ein Nervenreißen verspüren, zumal wiederholte Enttäuschung der Geduld stets neue Hiebe versetzt? Endlich, nach langem Warten, verlässt ein Boot, das allerdings beim hohen Wellengang mehrmals in Wellentälern verschwindet, das Gestade. Nun ist die Stunde der Erlösung da. Nicht doch. Der Bischof allein darf als erfahrener Seemann aussteigen; alle anderen Passagiere müssen eine ruhigere See abwarten. Aller Augen sind auf das Boot und das Schauspiel am Strand gerichtet. In zehn Minuten ist das Fahrzeug am Ufer. Schwärme eingeborener Kinder stürzen den Hügel hinunter und begrüßen ihren Oberhirten. Programmgemäß sollte der Empfang ein großartiger werden, allein die Triumphbögen wurden vom Sturm niedergerissen. Sichtbarer Jubel ersetzte äußeren Pomp. Freudestrahlende Gesichter bewillkommneten den obersten Leiter der Mission.

Wann dürfen wir an Land steigen? Wegen der hohen See kann der Dampfer keine Waren löschen und der Kapitän entscheidet die baldige Abfahrt nach der geschützt gelegenen Insel Matupi. Wir dürfen landen. Glückauf! Die Landungsbrücken sind zu unsicher. Drum müssen die Boote am flachen Strand auflaufen. Die Eingeborenen sind mit den tückischen Wellen bekannt und erreichen meistens das Land, ehe eine neue

Wellenfolge sich gegen den Strand wälzt und tosend zusammenbricht.

Im letzten Boot sitzen drei Schwestern und meine Wenigkeit. Kurz vor der Brandung wird der günstige Augenblick zum Durchrudern abgelauert. Das Boot tanzt auf den ersten Wellen. Plötzlich gibt ein Eingeborener das Kommando zum scharfen Rudern. Alle Matrosen strengen sich verzweifelt an. Das Boot schießt vorwärts. Ja, die Ruderer verdoppeln ihre Anstrengung, da eine meterhohe Welle heranrollt. Ich breite meinen Mantel aus und einige Matrosen springen vorwärts zum Schutz der Schwestern. Vergebens. Mit voller Wucht bricht die Welle und gibt jedem Insassen ein gründliches Salzwasserbad. Ein lebhaftes Hurra der Kinder übertönt das Rauschen der Welle. Die Schwestern an Land begrüßen unter herzlichem Gelächter ihre tiefenden neuen Mitschwester.

Die Freude des Wiedersehens lässt sich eher einbilden als beschreiben. Leider hat die wilde See der Mission herbe Verluste beigebracht. Trotz verzweifelter Anstrengung der Laienbrüder wurde ein Kutter im Werte von zweitausend Mark zerschellt, und ein anderes Boot stark beschädigt. Der Dampfer der Steyler Patres in Deutsch Neu-Guinea wurde auf den Strand geworfen und von den Wellen zerschlagen. Der hiesige Missionsdampfer „Gabriel“ konnte rechtzeitig vom Regierungsdampfer „Stephan“ auf die hohe See geschleppt werden und entrann einem gleichen Schicksale.

Noch zwei Tage hindurch wütete das Meer. Erst dann konnten die Patres von den verschiedenen Stationen nach Vuna Pope [Vunapope, heutiger Stadtteil von Kukopo, Papua-Neuguinea] eilen zur Begrüßung des Herrn Bischofs und der neuen Missionare. Endlose Gespräche werden gehalten über die Heimat, die Entwicklung des Missionsgeistes in Europa und die Fortschritte auf dem Erntefeld Neu Pommerns, wo die Saat golden winkt.

Wie verschieden sind unsere Eindrücke von denen der ersten Glaubensboten, die vor achtzehn Jahren ihren Fuß auf diese Insel setzten. Damals eine armselige Hütte im Urwald; jetzt Holzgebäude in ausnehmend reizender Lage am Seegestade. Von der Veranda des dreistöckigen Hauptgebäudes schweift der Blick behaglich auf die zu Füßen liegende Bucht. Zur Linken drei Berge, teils mit Bäumen, teils mit Lava bedeckt. Zur Rechten das niedrige Kap Birara. Im fernen Hintergrund die Höhenzüge Neu-Mecklenburgs. Damals erhob sich hier in Vuna Pope ein ärmliches Kirchlein aus Bambusrohr, wovor die Eingeborenen misstrauisch zurückschraken; jetzt eine stattliche Kirche, worin an Sonn- und Feiertagen eine wohlgesinnte schwarze Gemeinde zum Weltenherrscher betet.

Zwei der jüngst gelandeten Missionare sollen in sechs Wochen nach den Marshallinseln fahren. Ihnen wird mittlerweile die Gelegenheit gegeben, sich zu akklimatisieren und verschiedene Missionsstationen zu besuchen.

EINE RUNDREISE. Der Herr Bischof bittet einen Confrater und meine Wenigkeit, ihn auf der Besuchsreise nach allen Missionsstationen zu begleiten. Da heißt es, bald ein Segelschiff, bald ein Boot, bald ein Pferd zu besteigen, bald durch den Urwald zu wandern.

In jeder Niederlassung strömen viele Leute zusammen und veranstalten Tänze. Tänze ehren die Gäste in origineller Weise. Die zum Tanz tönende Trommel durchbebt das Innere eines jeden Eingeborenen. Er rafft sich auf, füllt sein unentbehrliches Körbchen mit scharfem Kaumaterial und eilt nach dem Schauplatz. Es ist ein Auflauf schwarzbrauner Gesellen. Die Zuschauer ergötzen sich am hehren Schauspiel der Tänzer und Tanzbewegungen.

Die Eitelkeit der Tänzer und Tänzerinnen triumphiert in buntscheckigem Schmuck und zwar bei jedem und je-

der in origineller Art. Dieser legt seine Putzkunst in vielfarbenes Federgeschmeide; jener verziert Oberkörper und Gesicht mit roter, gelber oder weißer Farbe. Glücklicherweise läßt der Strich, den manche sich durchs Gesicht gezogen, das Innere des Schädels unversehrt. In Europa würde dieser Aufputz die Idee einer Fastnachtsverkleidung erwecken, ja sogar den Verdacht hirnerkrankter, dem Irrenhause ent schlüpften Insassen. Hierzulande äußern die merkwürdigen Verzierungen den erfinderischen Geist des Eingeborenen, gerade so wie die Verschiedenartigkeit der Bewegungen.

Mag die wilde Melodie auch hundertmal wiederkehren, das Schwenken von Stäbchen und Blumensträußen, die Aufführungen in gebückter oder aufrechter Stellung und das Mienenspiel ändern sich beständig. Die Aufführung der einzelnen Bewegungen ist genau, das Einverständnis der Tänzer harmonisch. Nur wiederholte Übungen konnten solche Resultate erzielen. Andererseits wird jeder kleinste Fehltritt vom Publikum scharf bekrittelt. Schweigsam umringen die Nichtbeteiligten die Tänzer, betrachten sie unwandelbaren Blickes und zollen ihnen am Ende des Reigens tosenden Beifall. Bei einem Tanz konnte eine Alte mit runzeliger Stirn und eingeschrumpfter Haut ihre Begeisterung für eine Tänzerin nicht länger bemeistern. Noch während der Aufführung riss ihr die Begeisterte den Kopfnat ab und zollte ihr dadurch hohe Anerkennung.

Trotz des Aufwandes größter Tanzfertigkeit, vermögen die Wilden die Aufmerksamkeit eines Europäers nicht unausgesetzt zu fesseln. Die rauen Stimmen und bis zum Ekel wiederholten Melodien ermüden den Geist und laden, während die schwarzen Damen und Herren weiter tanzen, zu süßem Schlummer ein. Am Ende der Aufführung kauft man ihnen mit Tabak einen Tanzschmuck ab, als Erinnerung an die schwunghafte Festlichkeit.

Beim Wandel durch den Urwald mag jeder die ewigrünen Bäume und Stauden und das Gewinde der Lianen und Schmarotzerpflanzen bewundern. Wer Jägerlust verspürt, mag nach Herzenslust, das Dickicht durchstöbernd, Tauben, Papageien, ja Wildschweine, Nashornvögel und Kasuare schießen. Wer Schmetterlinge in schillernder Pracht liebt, der schwinde ein Netz vor allem einem Fluße entlang. Vor Müdigkeit niedersinkend, wird er bald ein erfrischendes Bad nehmen oder in den Proviantsack greifen.

Gerade jetzt drängt sich dem Wanderer im Urwald ein befremdendes Gefühl auf. Inmitten der Vegetationsfülle starrt ihm der Tod entgegen, nicht in der Form niedergemetzelter Menschen, sondern in der Gestalt mächtiger, am Boden liegender Baumriesen. Anfangs Oktober hatte der Nordwestwind entsetzlich gewütet. Das dichte Blätterwerk und die umnetzenden Lianen boten dem Sturm einen soliden Fangraum. Beim letzten heftigen Stoß krachte der hundertjährige Stamm, vom Kreischnen ängstlicher Papageien begleitet, danieder, manchmal bis zur Hälfte seiner ganzen Länge gesplittert. Im Fall riss er mehrere dünnere Nachbarn mit sich. In einigen Augenblicken ist mitten im dichtesten Urwald eine weite Lichtung entstanden. Am quer über dem Pfad liegenden Stamm schlagen die Eingeborenen zum bequemeren Übersteigen tiefe Kerben ein oder brennen den betreffenden Teil aus. Auch mag der Pfad verlegt werden. Jedenfalls wird der Baumriese an Ort und Stelle vermodern. Selbst der Urwald widersteht der Zeit und den Naturkräften nicht. Große Flächen werden urbar gemacht und fruchttragende Bäume entlocken dem Boden seine großartige Fruchtbarkeit. Neu-Pommern ist ein ergiebiges Land und verspricht die beste aller deutschen Kolonien zu werden.

NACH DEN KAROLINENINSELN. Sechs Wochen sind schnell verschwunden. Mit mehrtägiger Verspätung läuft der Lloyddampfer „München“ in die Blanchebucht ein. Er sollte zwei Missionare nach Ponape bringen und in Ponape soll der Dampfer der Jaluit-Gesellschaft den Anschluss nach den Marshallinseln herstellen. Dieser Plan scheint jedoch durch die Kursänderung des Lloyddampfers vereitelt zu werden: er soll nicht mehr Ponape, sondern Yap (Westkarolinen) anlaufen. Ist auf Yap kein Anschluss möglich, müssen die Missionare mit der „Stettin“ nach Sydney zurück und dort ein Segelschiff besteigen, das eine Ladung Holz zur Errichtung eines Wohnhauses und Pensionats nach Jaluit transportieren soll. Aber nach allen Berechnungen muss die „Oceana“, die ich vor meiner Abreise in Hamburg besichtigt hatte, die Insel Yap anlaufen; wann aber, ist höchst unsicher.

Nun heißt es, Abschied nehmen vom Bischof, von lieben Missionaren, von anhänglichen Eingeborenen, von einer wunderschönen Insel, um einer öden Inselwelt und einer erst jüngst begonnenen Mission zuzueilen. Auch die Apostel wählten ihren Wirkungskreis nicht vom Standpunkt des Angenehmen, sondern ließen ihre Bestimmung im hehren Streben nach Seelenrettung gipfeln. Drum fort mit Bequemlichkeit und Vorzugsrücksichten; die Seele darf keinen Augenblick schwanken.

Es ist der 27. Januar 1901. Zu Ehren Sr. Majestät des Kaisers ist der Becher geschwungen worden. Die vielen im Winde flatternden Flaggen werden um die sechste Abendstunde eingeholt. Dreimal gibt die Sirene der „München“ das Signal zur Abfahrt. Vuna Pope mit seinen Häusern und der weithin sichtbaren Kirche entschwinden bald den Blicken. Der Dampfer steuert Südwest nach Deutsch Neu-Guinea. Der Herr Kapitän und seine junge Gemahlin begegnen uns äußerst freundlich; ebenfalls die Mannschaften. An Passagieren zweiter Kajüte befinden sich außer uns Missionaren ein Engländer und zwei Deutsche

an Bord. Auf dem breiten Promenadendeck können wir bequem einherwandeln.

Wer die schönen Pflanzungen längs der Blanchebucht gesehen, der begrüßt die Hauptniederlassung Neu-Guineas mit eisiger Kälte. Weiter landeinwärts sollen freilich schöne Tabakpflanzungen liegen. Viele Ballen Tabak werden geladen. Der Tag ist heiß. Die Sonne entsendet brennende Strahlen auf die sumpfige, fieberschwangere Erde. Aus der Sumpfggend dringt ununterbrochenes Froschquaken an unser Ohr. Mit Freuden begrüßen wir nach kurzem Wandelgang auf der Insel wiederum die „München“. Gegen Erwarten zieht sich das Löschen und Laden derart in die Länge, dass der Dampfer die Nacht über in Friedrich-Wilhelmshafen bleiben muss. Um nun die Mannschaft vor Malariafieber zu bewahren, sollen alle ohne Ausnahme an zwei aufeinander folgenden Tagen ein Gramm Chinin nehmen. In ängstlicher Erwartung stehen die Chinesen und Malaien vor dem Salon, wo die Medizin verabreicht wird. Die blinkende Substanz des Fieberfeindes scheint jedoch keinem recht zu munden; sie machen allerhand tolle Gebärden und räuspern sich stark; einige dieser Kunden ziehen es vor, diese übel-schmeckende Medizin den Fischen zu opfern. Ein Laienbruder wird noch im Hafen von starkem Fieber befallen. Wir sehnen uns nach der Insel Yap, damit der Kranke dort schneller genesen und zu Kräften kommen möge.

YAP. Die Insel ist von Riffen umzingelt und besitzt einen engen Kanal zum Hafen. Gefahr witternd, hatte der Kapitän die Fahrschnelligkeit so vermindert, dass er um 8 Uhr morgens des 3. Februars, also zur günstigsten Stunde, ankam.

Zur größten Verwunderung der in Yap ansässigen Weißen erscheint der Dampfer vor den drohenden Riffen und hisst die Lotsenflagge. Geraume Zeit vergeht, bis endlich ein Segelboot mit Karolinern in Sicht kommt. Ein

Eingeborner in dürftigster Kleidung, erster Schiffer des Kaufmanns und Kapitäns O'Keefe, tritt an Bord und meldet dem Kapitän, der weiße Lotse sei nicht zu Hause und in dessen Abwesenheit sei er ermächtigt, den Dampfer in den Hafen zu lenken.

Es ist gerade Frühstückszeit und auf meinem Teller liegt ein Pfannkuchen. Plötzlich, während die Speisenden sich über den wunderlich kostümierten Lotsen unterhalten, erfolgt ein Stoß und von unten herauf dringt ein dumpfer Laut. Dem Maschinisten, der erst die Weisung „Langsam“ erhalten hatte, erging der Befehl, Volldampf einzusetzen, um wider das Hindernis in tieferes Fahrwasser zu geraten. Es folgt Stoß auf Stoß, jeder von einem unheimlich dumpfen Ton begleitet. Die Passagiere wanken hin und her, als ob starkes Erdbeben den eisernen Koloss erschütterte. Der Dampfer bewegt sich weder vorwärts noch rückwärts noch seitwärts. Das Schiff ist auf einen unterirdischen Felsen gefahren und sitzt fest. Der weiße Lotse kommt auf einem Boot angefahren – leider zu spät.

Sämtliche Passagiere heißt der Kapitän ihre Effekten packen und sich an Land befördern lassen. Seit dem Auflaufen sind kaum zwei Stunden verstrichen. Kurzschluß setzt die elektrischen Maschinen außer Betrieb und die Maschinenräume sind mit Seewasser gefüllt. Heftiger Regen strömt vom Himmel. Vollständig durchnässt erreichen wir die Pier. Dort begrüßt uns der Bezirksamtman Senfft. In seiner Liebenswürdigkeit stellt er dem kranken Laienbruder warme Kleider und ein Zimmer zur Verfügung. Wir wandern landeinwärts einen Hügel hinauf nach der Hauptniederlassung spanischer Kapuziner. Ohne uns Zeit zu einer bescheidenen Anfrage zu lassen, erklären sie sich sogleich bereit, uns bis zur Abfahrt der „Oceana“ nach Jaluit zu beherbergen.

Große Schwierigkeiten bietet das Aufsuchen unserer Kisten und Kasten. In dem Amtsgebäude und einer anderen Halle sind sie mit den Effekten anderer Passagiere

durcheinandergeworfen. Drei Kabinenkoffer werden nach langem Hin- und Herfragen drei Tage später im hinteren Gebäude des Kastells wiedergefunden.

Sechs Kabinenkoffer und der Tragaltar wiegen wie Blei. Der Lloydkutter, der sie am ersten Abend an den Strand brachte, war, dem Untergang nahe, in unmittelbarer Nähe eines gefährlichen Riffs in die starke Brandung geraten und wurde mit großer Mühe vom Missionsboot zur Landungsbrücke geschleppt.

Welch ein trauriger Anblick beim Öffnen dieser Koffer! Der Altar ist zertreten; die verschiedenen Farben der Messgewänder sind ineinandergelaufen; die Albe gleicht einer Leinwand, worauf ein mutwilliger Bube seine Malerkunst in grotesker Weise ausgeübt hat; die weißen Tropenkleider weisen große Rostflecken auf. Und erst die Bücher! Kartons und Einbände in Stücken; die Blätter mit Seewasser durchtränkt, sodass einem der üble Seewassergeschmack schon beim bloßen Öffnen das Atmen verleidet. Die Breviere sind gedunsen, als hätten bereits Mönche des Mittelalters ihre Gebete darin verrichtet.

Der schöne Dampfer ist allem Anschein nach verloren. Der Rumpf ist aufgerissen und eine Felsspitze starrt hinein. Hiesige Schiffe können den Dampfer nicht flottmachen. Sein Verlust wird, da er Yap alle sechs Wochen mit China und Australien verbinden sollte, von allen amtlich und geschäftlich interessierten Weißen bedauert. Dennoch verlautet, dass ein Amerikaner im Dampferunglück eine willkommene Gelegenheit zur Bereicherung zu finden glaubt. Die geheime Herzensfreude erklärt sich leicht, weil im November 1899 ein Zyklon argen Schaden angerichtet und eine Schildlausplage den Kokosnusshandel seit einem Jahre ins Stocken gebracht hatte. Das Stranden der „München“ bedeutete daher diesem Händler gutes Glück. Manche Proviantartikel, die sich in den Tropen nicht lange halten, müssen zu Schleuderpreisen angesetzt werden, werden aber zum vollen Werte wieder verkauft. Die

ganze Schiffsladung muss an Land geschafft werden. Der Bergungslohn beläuft sich auf 25% des Warenwertes. Die gestrandeten Passagiere müssen zu Tropenpreisen Wohnung und Verpflegung bezahlen. Alles bringt klingende Münze.

Am bedauernswertesten ist der Kapitän nebst seiner jungen, vor wenigen Monaten ihm angetrauten Frau. Der ganze Proviantverlust geht ihn kontraktmäßig an. Er ist aber ergeben. Trotzdem zeigen die niedergedrückte Stimmung und die stillen Tränen im Auge, dass sein Herz blutet.

DIE WARTEZEIT AUF YAP. Der ausgedehnte Aufenthalt gestattet uns, Einsicht in die Sitten der Insulaner zu nehmen. Die Karoliner sind noch verwilderte Volksstämme. Ihre Erscheinung macht aber auf den Europäer einen freundlichen Eindruck; regelmäßiger Körperbau, langes, dichtes und elegant geknüpftes Haupthaar, und kräftige Muskeln. Alle Männer sind äußerst notdürftig mit roten, durch die Beine laufenden und an den Hüften befestigten Tuchstreifen bedeckt. Hingegen tragen die Frauen und Mädchen bis zu den Füßen herabfallende Reifröcke aus Palmblättern und bunten Fasern. Vergebens schenken die Missionare ihnen Kleidungsstücke. Diese dienen zur Ausstattung der Hütten oder höchstens nachtsüber zum Schutz gegen unheimlich zahlreiche Moskiten.

Die Männer bewohnen weite Hütten, deren hohes Dach in einem scharfen Winkel zuläuft; die Frauen begnügen sich mit einer kleinen, neben der des Mannes errichteten Hütte. Wahre Prachtbauten ihrer Art sind die gemeinsamen Schlafhäuser der Männer: Erhöhung durch Steinunterlage, regelmäßiger Aufbau, niedriger Längsgang, gezierte Front und Schlafstätten auf nebeneinander gelegten Bambusstangen. Diese Bauten dürfen von einer Frau nur bei Tage zum Einüben der Tänze betreten werden.

Leider weist die Sittlichkeit manche Schattenseiten auf. Spielt in Neu-Pommern beim Erwerb einer Ehegattin die Geld- und Kaufrage eine einigermaßen zügelnde Rolle, so beruht hier die Verehelichung auf einfacher gegenseitiger Vereinbarung. Ist nach kurzer Frist die erste Liebe geschwunden oder liegen andere hier nicht erwähnbare Gründe vor, so steht es dem Manne sowohl wie dem Weibe frei, sich zurückzuziehen. Erst wenn Kinder aus der Ehe hervorgegangen sind, knüpft wahrhaft innige Liebe zu den Kleinen, meist reizenden Geschöpfen die gegenseitigen Bande etwas fester. Dass aber durch leichte Trennung, besonders, weil die Eingeborenen in sehr heiklen Dingen hartnäckig dem Grundsatz huldigen: „Was die Weißen tun, ist auch uns erlaubt,“ anderen Lastern der Weg gebahnt wird, liegt auf der Hand. Einem Jünglinge, der sich vor der Eheschließung grob vergeht, wird eine empfindliche Strafe auferlegt. Der Häuptling beraubt ihn seines edelsten Schmuckes, des Haupthaars. Vor lauter Schamgefühl verweilt der Bestrafte in seiner Hütte, bis das Haar in respektabler Länge wiedergewachsen ist.

Oben geschilderte Sittenzustände, verbunden mit dem außerordentlichen Wortschatz der Sprache, erschweren den Kapuzinern die Missionstätigkeit ganz erheblich. Obwohl die Patres seit fünfzig Jahren auf Yap tätig sind, ist die Zahl der pflichttreuen Katholiken ungemein gering. Seitdem Spanien die Karolinen an Deutschland verkaufte und kein Schulzwang mehr besteht, stehen die Schulen leer. Diese Gleichgültigkeit dem Christentum gegenüber schmerzt umso mehr, als die Kinder geweckt und die Erwachsenen intelligent zu sein scheinen. Gutmütigkeit und Friedensliebe sind Charakterzüge der Yapleute. Im äußeren Umgang zeigen viele derselben einen gewissen Schliff und gebärden sich so graziös und ausdrucksvoll, als hätten sie sich seit Jahren in großstädtischen Gesellschaften bewegt. In zu vertraulichem Umgang mit den schlaun Kunden liegt eine Klippe, denn sie handeln nur zu leicht der

Geschenke halber. Gerade solche Tropenvölker, denen das Kindische der Wilden nicht mehr innewohnt, müssen so gefasst werden, dass Vertrauen und Respekt der Güte und Anziehungskraft aus rein materiellen Gründen das Gleichgewicht halten.

Erwähnenswert sind die Gemeindemünzen. Es sind gewaltige runde Steine, mitunter drei Meter hoch und so schwer, dass vierzig Männer sie kaum transportieren können. Diese werden von den Eingeborenen auf Auslegerbooten aus den 240 Seemeilen entfernten Palaos-Inseln herübergeschifft und in der Nähe der öffentlichen Versammlungsplätze oder neben den neuerdings von der Regierung angelegten breiten Fußpfaden aufgestellt. Will die Regierung ein Dorf mit Strafe belegen, z. B. weil die Eingeborenen die vorgeschriebene Wegearbeit versäumen, so konfisziert sie diese Steine, indem mit schwarzer Farbe die Buchstaben B A (Bezirks-Amt) darauf gezeichnet werden. Beim Aufheben der Strafe zeigt ein Querstrich die Freigabe des „Geldes“ an.

Im Privatleben handeln die Karoliner mit Muscheln und Steinchen, die sie aus anderen Inseln herbeigeschafft haben. Während jedoch in Neu-Pommern ein Faden Muschelgeldes einen Wert von zwei Mark darstellt, übersteigt der Wert eines ebensolchen Fadens auf den Karolinen die Höhe von 500 bis 2 000 Mark. Die Häuptlinge paradiere bei Tänzen mit Perlmutterchalen. Kein Europäer besitzt genug Geld, diesen Muschel- und Steinreichtum in geprägte Münze umzusetzen.

DAMPFER OCEANA. Bei der Einfahrt des Dampfers der Jaluit-Gesellschaft in das Engwasser herrschte unter den Leuten der Kolonie eine gewisse Bangigkeit; aber dazu lag kein besonderer Grund vor. Lag doch die Gefahr des Strandens einem Schiffe von 850 Tonnen weit ferner, als der 4 553 Registertonnen verzeichnenden „München.“ Mit derselben Leichtigkeit womit die „Oceana“ im Hafen

Yap vor Anker gegangen war, verließ sie ihn am 22. Februar und steuerte an der regungslos im Meere liegenden „München“ vorbei, gen Südwest, den Palaos-Inseln zu.

Nach eintägiger Fahrt erreichte der Dampfer die Inselgruppe. Die langgestreckte hügelige Hauptinsel unbeachtet lassend, ließ der Kapitän unweit des engen, zum sicheren Hafen der kleinen Insel Malakal führenden Fahrwassers den Anker werfen. Die Landschaft weicht von der Neu-Pommerns und Neu-Guineas ganz und gar ab. Anstatt durchlaufender Gebirgs- und Hügelketten herrscht hier die Kuppelform vor. Am Gestade fallen die Wände steil ab. Vielfach sind der Küste kegelförmige Erhöhungen vorgelagert, die zur Zeit der Ebbe ein merkwürdiges Bild abgeben. Die Fluten haben nämlich das Gestein durch unausgesetztes Bespülen stellenweise metertief unterminiert; die grünen Zweige und Schlingpflanzen ragen über diesen ausgespülten grauen Hintergrund in so gerader Linie herüber, wie ein Kunstgärtner überhängende Stauden zurückschneiden würde. Wir staunen darüber, dass buschartiges dichtes Grün auf den Felsen hinreichende Nahrung finden kann und die nackte Wand sehr selten aus dem Gestrüpp hervorlugt. In den Niederungen möchten die weiten Grasflächen auf fruchtbaren Boden und eine reiche Bevölkerung schließen lassen. Die Insulaner arbeiten nicht. Ihre Zahl soll, nach Aussage eines vierzig Jahre auf Korror [Koror, auch Oreor genannt] ansässigen Händlers, die Zweitausend nicht erreichen. Die Bevölkerung nimmt mit Riesenschritten ab: ein trauriges Resultat der bei ihr tief eingewurzelten Laster. Äußerlich Glanz und Kunstsinn, innerlich Grabeshauch. Bisher fristeten einige Händler auf diesen Inseln ein kümmerliches Dasein. Doch mag vielleicht durch regelmäßige Dampferverbindung noch ein Aufblühen des Handels wie auch eine stärkere Ansiedlung erzielt werden können.

Laut Fahrplan sollte die „Oceana“ auf der Rückreise nach Jaluit den Ruck-Archipelago nicht anlaufen, sondern von den Palaos-Inseln direkt auf Ponape steuern, aber die Vollstreckung eines Strafurteils machte eine Änderung des Kurses notwendig, sodass wir nach fünftägiger Fahrt vor diesen Inseln ankamen.

Der Sachverhalt der Straffäre ist folgender. Seit langen Jahren befehdeten sich die Eingeborenen der Ruck-Inseln und führten einen blutigen Rachekrieg, mag auch von einem wirklichen Krieg nicht die Rede sein. Begegnete ein Mann einem Mitgliede des feindlichen Stammes, so streckte er ihn kurzweg zu Boden. Um den Toten zu rächen, trachteten dann die Angefeindeten, einige Leute aus des Mörders Dorf zu töten, einerlei ob Männer, Frauen oder unschuldige Kinder, solange nur Blut um Blut floss. Der Zustand verschlimmerte sich dermaßen, dass auf den Höhen Festungswälle gebaut wurden, um den auf Rache sinnenden Feind aufzulauern. Die beständige Ausübung der Blutrache drohte, sich zu einem gegenseitigen Ausrottungskrieg auszuarten, nachdem verschiedene Händler europäische Waffen verkauft hatten. Vergebens bemühte die deutsche Regierung sich, dem Unheil durch Einziehung aller Feuerwaffen zu steuern. Noch immer hallten die Berge von Gewehrfeuer wider. Nähere Untersuchung ergab, dass die auf Oála wohnenden Japaner trotz strengen Verbotes an die Eingeborenen Gewehre verkauften. Die Leutchen lebten wohl der Hoffnung, die Deutschen würden wie die Spanier gute Miene zum bösen Spiel machen. Die Hoffnung sank aber, als das Kriegsschiff „Kormoran“ erschien und ihr Treiben aufdeckte. Als die „Oceana“ am 11. Februar in Oála landete, stiegen zum Staunen der Insulaner zwei Herren mit dreißig starkbewaffneten Polizeisoldaten aus, um ihnen das allen Wilden der deutschen Südseehäfen so bekannte und schreckeneinflössende „Heraus“ zu verkünden. Die Soldaten sollten nebst den des Landes verwiesenen Japanern nach Ponape gebracht werden.

Ehe die Freiwilligen und Unfreiwilligen an Bord kamen, fuhr der Dampfer zur Insel Fefan, um von dort Kopra [d. i. getrocknetes Gewebe von Kokosnüssen, aus dem Kokosöl gewonnen wird] und Trinkwasser zu holen. Die vier vor Fefan verbrachten Tage können ruhig als langweilige bezeichnet werden. Das Koprالaden ging sehr langsam vor sich und das Wasser musste aus einem Bach herbeigeschafft werden. Das schlechte Wetter erlaubte uns keinen Spaziergang, sondern verurteilte uns zum Aufenthalt in der Kabine oder im dumpfen Salon. Einige Passagiere äußerten Ungeduld, da die Japaner die Hauptschuld am verlängerten Aufenthalt trugen; sie hatten ihre Habseligkeiten noch nicht für die Reise zusammengepackt.

Die Erlösungsstunde schlug, als der Dampfer vor Oála Anker warf. Am Morgen des fünften März lud der heitere Himmel uns endlich einmal zum Spaziergang ein und es bildete sich alsbald eine Gruppe tüchtiger Fußgänger. Den Wanderstab in der Hand und einen Führer an der Spitze, ging es über Stock und Stein einem Dorfe zu. Die dort sich befindenden Hütten besaßen nichts von der Höhe und der feinen Baukunst der Palaoswohnungen, sondern glichen mehr denen von Neu-Pommern. Als wir in einer Hütte mächtig plaudern hörten, musste der Führer, dem Wunsch der Reisegesellschaft folgend, uns dort hineingleiten. Er schlupfte zuerst ohne Schwierigkeit durch die niedrige und enge Öffnung. Die anderen folgten. Riesiges Gelächter erschallte, als der Schreiber dieser Zeilen seine Gardistenglieder durch den Eingang hindurchdrücken musste, während ein nichts weniger als magerer Offizier der „München“ in der Öffnung eingeklemmt wurde und nur durch angestrengtes Nachschieben ins Innere befördert werden konnte. Die beiden die Hütte bewohnenden Geschwisterfamilien scheinen zu den wohlhabenden zu gehören; das deuten schon die zahlreichen verschließbaren Koffer an. Die Insassen machten auf uns einen guten Eindruck.

Die Oáaleute sind überhaupt den Bewohnern der Insel Fefan bedeutend „über“. „Den Fefanern ist Unreinlichkeit eine Zier und ihrem vernachlässigten Äußern entspricht moralische Verkommenheit. Die Oáalabewohner dagegen tragen europäische Kleidung und zeigen sich für die Zivilisation empfänglich. Viele gehören der Methodistenkirche an, deren hiesiger Prediger, mit der obersten Behörde in Boston, Massachusetts, überworfen, eine neue Sekte gegründet hat. Als Amerikaner lehrt er die englische Sprache und erwirbt sich nebenbei ein gutes Einkommen durch den Koprahandel. Der Regierung sind die Lehrer dieser Sekte ein Dorn im Auge. Sie erleichtern jedoch vermittels des Englischen den Verkehr mit Eingeborenen.

NACH PONAPE. Als der Morgen graute, meldete die Schiffsirene den Polizeisoldaten und Japanern die Stunde zum Einsteigen. Das Gewimmel vom vorigen Tage erneuerte sich und Stunden verstrichen, bis die neuen Deckpassagiere installiert waren. Im Verlauf des Einschiffens sangen die am Strand versammelten Eingeborenen ein- und zweistimmige Lieder und unterbrachen den Gesang von Zeit zu Zeit durch Jammern und Wehklagen, den scheidenden Soldaten zum Trost.

Die Entfernung der Ruck-Inseln von Ponape ist keine erhebliche, versetzt einen aber dennoch aus der unzivilisierten Welt in ein Zentrum der Bildung oder vielmehr der Polierbildung. Der Ponapeer grüßt den Fremden mit gekünsteltem Lächeln und tiefer Verbeugung. Treten wir in die Wohnung eines Häuptlings, sogleich schüttelt er die Hand recht lebhaft, nimmt behände Schirm und Hut aus den Händen, und bittet auf dem geschnitzten Sofa oder im Lehnstuhl Platz zu nehmen. Im Fluss der Unterhaltung wird das Symphonium aufgezogen: der Besucher kann sich an den Weisen unserer Großmeister ergötzen. Die Platten ruhen in einem Album mit grünseidener Decke. Mittlerweile haben die Frauen ihr Sonntagskleid über

den Reifrock geworfen und verjüngen das Bild der achtziger „Tournüre.“

In jeder Hütte befindet sich eine Nähmaschine. Deswegen ungeachtet könnte eine Modistin in kurzer Zeit reich werden und auch ein Schneidermeister Erfolg erzielen. Etwas Gelehrsamkeit müssen die Europäer schon hierher mitbringen, wenn sie hier imponieren wollen; sonst könnte selbst der Küchenjunge des Vize-Gouverneurs sie mit seiner Weisheit beschämen; neulich plagte er sich nämlich, vor der Bratpfanne stehend, mit dem Gedanken, ob im Februar die Sonne südlich oder nördlich vom Äquator stehe. Wie Urias, will ein „gebildeter“ Eingeborener mit dem nächsten Dampfer nach Europa fahren und Berlin, Wien, Rom und den Papst besuchen. Die englischen Klassiker bilden seine Lieblingslektüre.

Es wundert einen nicht mehr, dass diesen „Gescheiten“ die wichtigste Neuigkeit in den Zeitungen der Kursbericht ist. Die Kriege in Transvaal und China werden mit Interesse verfolgt. Strategische Kenntnisse besitzen sie; davon wissen die Spanier zu erzählen.

Dass seit Übernahme der Karolinen durch Deutschland der Friede auf Ponape herrscht, ist einzig und allein dem taktvollen Handeln des Herrn Dr. Hahl zu verdanken. Die starken Festungsmauern sind durchbrochen. Anstatt der früheren spanischen Wachtposten haust jetzt in der Hauptzitadelle eine Schweineherde. Mittels Gerechtigkeit und Fühlung mit dem Volke gewinnt die deutsche Verwaltung das durch die Spanier verspielte Zutrauen allmählich wieder.

Aber was wird die Zukunft bringen? Jedenfalls ist der jetzige „Kulturzustand“ dieser Insulaner den Amerikanern, und hauptsächlich den Walfischfängern zuzuschreiben. Trotzdem verzeichnen die Kapuziner dort bessere Resultate als auf den West-Karolinen. In der geräumigen Kirche bleibt an Sonntagen keine leere Stätte, mag auch das Wort Gottes in strengem Ezechieltone erschallen.

NACH JALUIT. Frohen Herzens rüsteten wir uns zur Abfahrt aus Ponape. Ein letztes „Lebe wohl“ riefen wir den Bergen zu, sowie den Hügeln, den Flüssen, den reizenden Landschaften auf den Karolinen. Die See ging hoch, der Passat trieb den Gischt über Bord, und die „Oceana“ ergötzte sich am Wellentanz. Vier Tage verstrichen, bis die Jaluit-Gruppe in nächster Nähe aus dem Meeresspiegel auftauchte. Auf dem niedrigen Atoll mit seinen Palmen und Brotfruchtbäumen schlugen uns liebende Herzen entgegen. Ein Priester und ein Laienbruder begrüßen uns jubelnd. Einen gleich herzlichen Empfang bereiten uns auch die auf Jaluit ansässigen Weißen, vor allem die Herren der Jaluit-Gesellschaft und der deutschen Verwaltung. Das Ziel ist erreicht und die Reise glücklich beendet.

Beiträge aus den Monatsheften der Hiltruper Missionare. 1901-1909

Unsere Schule auf Jaluit (Marshallinseln) rief

Welch ein Radau! welch ein Rennen, Singen, Schreien, Poltern! so denken alle Leute, die auf dem Lagunenstrandwege zur Zeit der Erholungsstunden an den Häusern der Mission vorübergehen. Das muntere Gebahren der Schuljugend lenkt um so mehr die Aufmerksamkeit auf sich, als auf dem übrigen Teile der Insel, vor allem an den pharisaisch-puritanisch gefeierten Sonntagen, Stille herrscht. Wohl wird die Ruhe zeitweilig unterbrochen durch das Zetergeschrei eines kleinen Weltbürgers, der, in einem Eimer voll Wasser steckend, von seiner Mutter oder Großmutter tapfer abgescheuert wird, oder durch das eines andern, dessen Eigensinn in tolles Schreien ausbricht. Aber hier handelt es sich um lautere Freude, um lustiges Treiben einer sorglosen Bande.

Das Wort ‚Bande‘ deutet auf eine gewisse Anzahl hin und veranlaßt zur Frage, ob es denn wirklich gelungen sei, auf jenen Inseln festen Fuß zu fassen, auf denen bereits seit Jahrzehnten die Bostoner Missionsgesellschaft (Boston Board of Commissioners of Foreign Mission) ihren Einfluß geltend macht!

Ein vor zwei Jahren in den Monatsheften erschienener Brief des Bruder Callixtus Bader ließ die Gesinnungen der Insulaner in ungünstigem Lichte erstrahlen. Zu der Zeit, also in den Anfängen der Niederlassung, galten die katholischen Missionare als wahre Vogelscheuchen. Sobald der ‚catholic‘ erschien, rückte die Jugend aus, wer in die Hütte, wer in die Sträucher, wer schnurstraks einige Hundert Meter weit. Erst wenn sie sich in Sicherheit glaubten, beruhigte sich das zappelnde Herzchen; erst dann wagten sie es, umzuschauen oder ein Auge hinter der Ecke der

Hütte hervorzuwagen, um sich zu vergewissern, ob der gefürchtete Mann sie nicht verfolge. Den Hals würde er doch mindestens abgeschnitten haben. Diese Scheu, durch die Eltern oder überhaupt Erwachsenen genährt, diente diesen als Mittel, den Eigensinn der kleinen Schreihälse zu dämpfen. Der catholic wird kommen! ... Probatum est! [Lat.: „Es hat sich bewährt!“ oder „So ist es erwiesen!“] Ein banges Huh, einige halbunterdrückte Seufzer, die Thränen sind gestillt.

Unter solchen Umständen schien es schwer, eine Schule zu gründen. Sogar die Kinder der Weißen waren von dieser Angst angesteckt. Trotzdem stellten sich einige Kinder ein. Aber, wenn schon in Europa wegen der längst angedrohten Strenge des Schulmeisters das Überschreiten der Schwelle des Schullokals in den Augen eines sechsjährigen Bürschleins einer Heldenthat gleichsteht, so gewiß hier in verstärktem Grade. Da erinnerte das bleiche Antlitz der ersten Schüler und Schülerinnen an den ersten in Vuna Pope aufgenommenen Waisenknaben, der gerade zur Mittagszeit anlangte und beim Anblick der Gabeln und Messer glaubte, seine letzte Stunde habe geschlagen und er werde im Augenblick ein Opfer der Menschenfresserei. Denselben Höhegrad erreichte die Bangigkeit hier wohl nicht. Jedenfalls wandelte sie sich bald in Vertrauen um. Liebe herrschte vor, kein hartes Wort, nur Herablassung und Frohsinn.

Es wurde verflucht, dem ersten Erfolge ein Hemmnis zu stellen. Der eingeborene Lehrer der Bostoner Mission sammelte in kurzer Frist 30 Kinder. Aufs Zeichen des Tritonshorns hin strömten diese zum Bethause, das neben Tanzlokal auch als Schulraum dienen sollte. Da sieht man die Konkurrenz, jenes in der Neuzeit Schrecken einflößende Element, das um so ruinierender wirkt, als Kapitalist und Kleinbetrieb einander schroff gegenüberstehen. Wie beschämend für die vier Schulkinder des Bruder Callixtus, mit Tafel und Fibel an der zahlreichen Schar der

Eingeborenen vorbeizuziehen. Nur Mut! ihr Kleinen! Die Flamme der Proteste einlegenden Begeisterung war zu schnell aufgelodert. Gar bald, der goldenen Freiheit eingedenk, ließ einer nach dem andern den Lehrer im Stich, so daß in Ermangelung der Lernbegierigen dessen Unterrichten ein Ende nahm.

Das muntere Wesen der Kinder, hervorgezaubert durch den jovialen Charakter des Bruder Schulmeisters, der nicht vor Müdigkeit und Ermattung zurückschreckte, um den Kindern die Stunden, Tage und Wochen angenehm zu gestalten, lockte Jugendkameraden herbei. Außer den Kindern der Weißen besuchten einige Farbige besseren Standes die Schule. Den Anfang der vollständig auf der Missionsstation lebenden Kinder bildeten die Söhne eines verstorbenen deutschen Kapitäns. Die Halbblut-Mädchen wohnten bei Europäern, die andern farbigen Knaben und Mädchen in ihren Hütten. Daß aber die Erziehung der letzteren ohne beständige Aufsicht nicht von großem Erfolge gekrönt sein konnte, das leuchtet jedem ein, der die Sitten der Südseeinsulaner kennt. Was die Unmündigen im Verkehr mit Erwachsenen, vorzüglich mit ältern Leuten, frühzeitig lernen und erfahren, darüber sei ein Schleier geworfen. Einstweilen mußte man sich damit begnügen, die Kinder so gut als möglich zu unterrichten und sie ermahmend vom Bösen fern zu halten.

Mitte März 1901 wurde der Mission das mittlerweile leer gewordene Nachbarhaus zur Verfügung gestellt. Wenn auch die Mädchen tagsüber, unter Aufsicht des Pater Schmitz, in dieser Wohnung weilen konnten, so konnte von einem vollständigen Bleiben noch nicht Rede sein. Einmal fanden die Mitte März angelangten Missionare in dem bisherigen zweiräumigen Hause kein Unterkommen mehr, und dann trat eine andere Schwierigkeit von größter Wichtigkeit hinzu, nämlich das Fehlen der zum Aufsichtführen notwendigen Schwestern. Beide

Schwierigkeiten wurden durch provisorische Einrichtungen nach zwei Monaten entfernt. Nachdem der Bruder Zimmermann das neue Haus zum Aufbewahren der Eßwaren und Baumaterialien fertiggestellt hatte, schlugen die vier Missionare, das oben erwähnte zweite Haus räumend, im Lagerhause ihr Nachtquartier auf. Bis zur Ankunft der Schwestern von Hilstrup wurde die Nachtwache einer zuverlässigen Frau (dieselben sind äußerst selten!) anvertraut. Außerdem wurden alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um jedweden verderblichen Einfluß auszuschließen. Das Räumen des Hauses zugunsten der Kinder übte auf manche Eingeborene einen unerwarteten Eindruck aus.

War der jetzige Stand der Dinge der Erziehung günstiger, so nicht minder dem Unterrichte. Man muß wissen, daß die Kinder im Allgemeinen ob der übergroßen Liebe der Eltern zu ihnen, sehr selbstständig sind. Fiel es nun einem Mädchen, dem der Herr Schullehrer mehr als ein böses Gesicht gezeigt hatte, ein, mit ihrer Freundin Arm in Arm einen Spaziergang zu machen, so ließ es sich morgens krank melden. Glücklicherweise ist gegen solche Flausen ein Heilkraut gewachsen. Übrigens wurde aus dem Lernen in den mehr gemeinsamen Hütten nicht so viel. Diesbezüglich eine kleine Anekdote. Ein siebenjähriges Bürschlein, der den Übelstand einsah und andererseits merkte, daß die bei den Missionaren stetig wohnenden Knaben durch ihre regelmäßigen Arbeitsstunden ihn im Wissen überflügelten, äußerte in seinem Ehrgeize eines Tages seiner Mutter, er möge nicht in der Hütte bleiben, wo die umherlungernnden Besucher und spielenden Kinder ihn an der Arbeit hinderten. Die Mutter hatte nichts dagegen einzuwenden, wohl aber die – Großmama. Die Personen mit der runzeligen Haut, denen der frühere Bostoner Missionsdirektor nicht gerade Liebe zu den Katholiken eingefloßt haben soll und die wegen ihrer Gesinnun-

gen eine angesehene Stellung unter den Kirchenmitgliedern einnehmen, diese Personen mögen uns wohl am meisten abhold sein. Genug, wengleich die Großmama ihr Gegenvotum abgab, der Kleine setzte seinen Willen durch, wurde intern und arbeitete sich ohne Schwierigkeit, seiner geistigen Gaben bewußt, zum ersten Platz unter den Kameraden seiner Abteilung empor.

Aber was lernen denn die Kinder und lernen sie überhaupt mit Erfolg? Die Unterrichtssprache sowie die Unterhaltungssprache im Hause ist für alle Kinder mit Ausnahme der Neulinge, die deutsche. Das mag Wunder nehmen, denn überall, in allen überseeischen Plätzen ist die englische Sprache vorherrschend. Die deutsche Sprache soll zu schwierig sein. Indes, wenn man das den schwarzen oder farbigen Eingeborenen beigebrachte Englische hört, schaudert einem und, wenn auch gleiche Resultate durch Verstümmelung mit der deutschen Sprache erzielt werden könnte, so würde diese Verstümmelung tief zu Herzen gehen. Keinesfalls würde der deutsche Dichter dann noch singen können:

Muttersprache, Mutterlaut
O wie wonnesam, wie traut!

Das Bestreben, die deutsche Selbstständigkeit zu wahren gegenüber dem englischen Einflusse, regte sich immer thätiger und nirgendwo erprobt sich die Thatkräftigkeit so nachhaltig als in den Schulen. Daß das Erlernen der deutschen Sprache anfänglich mit Schwierigkeiten verbunden ist, würde eine Parallele der deutschen Sprache mit der bündigen Marshallaner-Sprache sogleich klar darthun. Diese Schwierigkeiten sind zu überwinden. Das anerkannten zu ihrer größten Be- und Verwunderung die Herren, welche der Jahresschlußprüfung Ende Juli vorigen Jahres beiwohnten. Es war auch wohl keiner der Anwesenden der Ansicht, jene erfreulichen Kenntnisse seien

bei Sang und (– ich darf nicht sagen Klang –) in den Geist hineingewandert. Mögen auch Unterhaltung, sehr ernster Unterricht und Anschauung ihr Bestes beigetragen haben, so könnten bald auch die Schüler eine Jeremiade [Klage- lied, Jammerrede] über die beim Einnehmen einer „ziehenden Medizin“ vergossenen Thränen erzählen. Oder wer kennt denn nicht den Platz, wo Phlegma und Faulsein angegriffen und entwurzelt werden?

Ohne in die Einzelheiten des Lehrplanes einzugehen, sei nur noch bemerkt, daß den Kindern das Rechnen ungeheuer schwer fällt. Wie viele Monate vergehen, bevor bis zwanzig geläufig gerechnet werden kann und wie unzählige Geduldproben muß der Bruder Callixtus bestehen! Ist diese ‚Eselsbrücke‘ einmal überschritten, dann können die Glieder allmählich zum kühnen Sprung in die Millionen geschmeidig gemacht werden.

Ich fasse das Urteil kurz zusammen. Obgleich in ein oder zwei Köpfen das Stroh nicht recht zum Mähen reifen will, so sind die Fortschritte der Kinder als sehr erfreuliche anerkannt worden. Wenn es eine Zeit der Strenge giebt, so giebt es auch eine Zeit für Belustigung, für Freude, Sang und Tanz. Ja! wie angenehm klingen fern vom Vaterlande im Munde der Kinder die schönsten heimischen, vaterländischen und kirchlichen Lieder!

Der Ernst zu ernstest Zeiten, die wahre Freude in den Erholungsstunden erfreuen die Eltern, welche uns ihre Kinder anvertrauen. Die auf den verschiedenen Inseln der Marshallgruppe ansässigen Händler senden mehr und mehr ihre Kinder und selbst erhielten wir Anfragen aus den Karolinen und Gilbertinseln. Die Zahl der Kinder beträgt zur Zeit 26; eine schöne Zahl!

Das erfüllt das Herz eines Missionars mit Freuden, denn Kinderherzen gewinnt man nie allein. Andreerseits mehren sich die Sorgen.

Wer zur Stunde des Schlafengehens das Haus der Knaben betritt, der ist Zeuge eines possierlichen Schauspieles.

Im Zimmer befinden sich zwei Speise- und zwei Schreibtische. Ein Signal wird gegeben und sogleich werden sämtliche Stühle auf die Veranda gestellt. Die Kinder entfernen sich einen Augenblick, kehren aber bald zurück, jeder mit einer zusammengerollten Matte, worin auch Kopfkissen und Decke stecken, beladen. Die Matten werden ausgebreitet und das Bett, das Nachtlager ist fertig. Das Zimmer ist im Handumdrehen in einen Schlafsaal umgewandelt und zwar vollständig besetzt. Da denkt der fremde Zuschauer (ich darf es wohl verraten, da dessen Gedanke mit dem der Missionare vollauf im Einklang steht): „Das Haus ist viel zu klein.“ In der That, die jetzigen Häuser auf fremdem Grund und Boden sind nur vorläufig bewohnte, um den ersten Anforderungen zu genügen. Das eigentliche Haus für die Knaben ist bereits in Angriff genommen und sobald dieses fertiggestellt ist, soll das Haus für die Mädchen und Schwestern erbaut werden. Was soll man aber thun, bevor ein Turm gebaut oder ein Angriff auf zahlreiche Feinde gemacht werden soll? Es genügt eine Andeutung, denn die guten Beförderer und Beförderinnen werden schon verstehen, wo der Hase im Pfeffer liegt. Sollte jemand durch Zusendung eines gewissen „blauen“ Papiere in einem Einschreibebrief die Andeutung sehr verdeutlichen wollen, so würde der Leiter der hiesigen Mission sich verpflichtet fühlen, ein Gegengeschenk in Form einer wunderschön geflochtenen Matte zukommen zu lassen. Jedenfalls sei es erlaubt, um kräftige Unterstützung in Gebeten für die Mission der Marshallinseln zu flehen. Es möge der Herr des Weinberges Arbeiter senden, seinen reichen Segen auf die an und für sich gutgesinnten Leute herabträufeln lassen, damit ihre Augen sich öffnen und das Licht des Glaubens sich in die Herzen ergieße. Seelen zu retten, ist das erhabenste Werk, wozu jeder Katholik je nach seinem Stande beizutragen vermag. Wenn Kleines mit Kleinem zu einem großen Ganzen zusammenwirkt, dann wird das Werk den Meister, Gott, loben.

Reisenotizen über fünf Atolle der Marshall-Inseln

Wer einen Blick auf die Südseekarte wirft und die unzähligen über diesen Teil des Stillen Oceans ausgestreuten Inseln größerer und kleinerer Dimension ins Auge faßt, dem mag es scheinen, als habe die Natur, im Gegensatz zu den Festlandstrecken der Alten und Neuen Welt, hier mit geringfügigeren Schöpfungen ihr Spiel getrieben. Aus den Meerestiefen hat sich die Erdkruste emporgearbeitet, manchmal durch breite Flächen dem Meere sein Wellenreich einengend, oftmals aber es der emsigen Thätigkeit winziger Tierchen überlassend, das unvollendete Werk zu vervollständigen und, im Laufe etlicher Tausende von Jahren, auf dem noch verborgenen Grunde eine Schicht bis über den Meeresspiegel aufzubauen. Die Arbeitsleistung dieser zahllosen kleinen Lebewesen besteht aus niedrigen Atollen, deren Vegetation, im Einklang mit den kümmerlichen Anfängen der Bodenbildung, aus angetriebenen Fruchtkörnern hervorsproßte. Dem Seemann, der, vom Sturm vertrieben, dann drohende Wolken und türmende Wellen, dann den blauen Himmel und sich leicht kräuselnde Fluten, aber immerhin nur Himmel und Wasser vor sich sah, wird wohl das Herz schneller im Busen geschlagen haben, wenn am fernen Horizonte solch ein verlornes Eiland auftauchte. Der Anblick wirkte etwa so erquicklich auf ihn, wie auf den Wanderer durch die Sahara die grünende Oase. Und dennoch scheinen manche Inseln, zu denen auch die der Marshall-Gruppe gereiht werden, so unansehnlich, so winzig, so verschwindend klein, daß sie kaum menschlichen Wesen eine Wohnstätte zu bieten vermögen oder im günstigsten Fall nur solchen, die gleich den ägyptischen Mönchen der ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung dem Einsiedlerleben huldigen. Es ist nicht bekannt, wie stark die Bevölkerung war, als der englische Kapitän Marshall im

Jahre 1788 auf den nach ihm benannten Inseln weilte. Die 1887/88 veranstaltete Zählung ergab ca. 13 600 Seelen. Diese Seelen sollen endlich im Lichte unseres Glaubens dessen sittlich umbildende Kraft kennen lernen. Dierhalb erfolgte im Jahre 1898 von Neupommern aus die erste Niederlassung auf dem Jaluit-Atolle und zwar auf der Insel Jabwov [Jabwot, auch Jabwat, Jabat oder Jebat genannt], dem Sitze der Kaiserlichen Verwaltung, sowie der unter dem Namen „Jaluit-Gesellschaft“ bekannten Hamburger Handelsfirma. – Wenn auch Sprachforschungen und Unterricht von heute 35 Pensionatskindern die Kräfte der Missionare einstweilen vollauf in Anspruch nehmen, so werden hoffentlich bald neue Mitarbeiter erscheinen, die auf den anderen Atollen ihre Wirksamkeit und ihren Eifer entfalten. Um ihre Besetzung allmählich einzuleiten, war eine Rundreise zu fünf der wichtigsten Atolle, nämlich Mille [Mili], Arno, Mäjeru [Majuro], Ebon und Namrik [Namorik] zu unternehmen. Hier nur einige lose Blätter aus dem Notizbuche.

Die Übergabe der Handelsstationen der englischen Pacific Islands Company in London an die hiesige Jaluit-Gesellschaft bot eine um so günstigere Gelegenheit, als die Aufnahme des Warenbestandes und die Vermessung der Grundstücke den Aufenthalt des Schiffes auf den genannten Atollen verlängerten. Unser Fahrzeug war weder ein Dampfer noch ein einfaches Segelschiff, sondern ein Motorschoner. Derartige Motorschoner sollen nach der witzigen, aber gediegenen Bemerkung eines deutschen Kriegsschiffs-Ingenieurs die Eigentümlichkeit an sich haben, daß der Motor möglichst geschont werden muß; jedoch hebt der Motor – falls der gegen Seegang und stärkeren Gegenwind überhaupt wirkungslose Motor seinen Dienst nicht versagt – die Leistungsfähigkeit des Schoners dadurch, daß dieser bei Windstille nicht vor der Einfahrt in die Lagune auf einen günstigen Moment zu warten braucht und auch innerhalb der Lagune bequem von einer

Insel zur andern fahren kann. Die Leser wissen, daß die Inseln der meisten Atolle einen Teil des Meeres kranzförmig umgürten und dieser eingeschlossene und dadurch geschützte Teil Lagune genannt wird. Draußen die hohe See; innen, ausgenommen bei starker Brise, eine ruhige Wasserfläche. Die einzelnen Inseln des Atolls hängen durch Riffe zusammen und nur zwei bis vier tiefere Stellen erlauben dem Schiffe die Einfahrt in die Lagune.

Also am 9. Januar, nachmittags 2 Uhr, ließ der Kapitän des Motorschoners „Aeolus“ die Flagge hissen, das Signal zur Abfahrt. Auf einem Kokosbaume hatten unsere Kinder in aller Eile eine Flagge angebracht und bearbeiteten das Signalfell, um durch wiederholten Gruß glückliche Reise zu wünschen. Der Anker wurde gelichtet, aber unterm Gerassel der Kette fiel er wieder. Der Motor, der genossenen Schonzeit noch nicht überdrüssig, verweigerte dem Schoner seinen Dienst. Erst nach einer Stunde angestrengter Arbeit gelang es dem Maschinisten, der Laune seines Motors Herr zu werden und so erreichten wir noch vor Sonnenuntergang die offene See. Ein starker Abendwind füllte die inzwischen gehißten Segel und wühlte das Meer nicht unerheblich auf. Nachtsüber nahm er zu. Da führte der beinahe leere „Aeolus“ tolle Kopfsprünge aus; Gläser und Teller klirrten und zweimal übertönte der Befehl des Kapitäns das Brausen des Windes: „Großsegel 'runter“! Daß es einem beim gleichzeitigen Rollen und Stampfen betreffs Seefestigkeit nicht ganz wohl zu Mute war, läßt sich erraten. Immerhin sind Windstärke und unruhige See andauernder Windstille vorzuziehen, die sich, durch heftige Regenböen unterbrochen, auch bald einstellte. Dann die glatte See und kein Lüftchen. Der Strom setzte uns westwärts, Mille unserm Ziele, ab. Gleichsam um unsere Geduld auf die Probe zu setzen, strichen zeitweise Vögel vorbei oder tummelten sich Fische in nächster

Nähe des Schiffes. Selbst ein Walfisch wälzte seinen massiven Körper uns nahe durch die Fluten, dann und wann einen Wasserstrahl geräuschvoll ausprudelnd.

Erst nach viertägiger Fahrt lag das Mille-Atoll in Sicht. Vor der Insel Takawa [Tarawa, früherer Name: Cook Island] wurde Anker geworfen. Die Bewohner hatten längst ein Schiff wahrgenommen, nicht aber unseres, sondern ein anderes Segelschiff der Jaluit-Gesellschaft, das bereits auf einer anderen Insel innerhalb der Lagune Kopra geladen hatte. Dieses verließ am nächsten Tage in aller Frühe durch die neben genannter Insel gelegene Durchfahrt die Lagune. Es war auffallend, wie dieser Segler lange Zeit hindurch außerhalb der Passage hin- und herkreuzte. Den Grund dieses Manövers erfuhren wir erst später in Arno. Zwei Matrosen hatten bei der Ausfahrt an den Ankerketten gearbeitet, jeder auf einer Seite des Schiffes. Als der eine Matrose mit seiner Arbeit fertig war, wollte er sich nach seinem Kameraden umschaun, fand ihn aber nicht. Es ergab sich, daß er vom Schiffe verschwunden war und mußte, sich keiner festen Stellung vergewissernd, in die Fluten gestürzt sein. Die Weiterfahrt wurde sofort eingestellt. Die Leute erblickten wohl den Hut, leider nicht den unglücklichen Mann. Wahrscheinlich wird ihn das aufstoßende Schiff tödlich verletzt haben oder der als tüchtiger Schwimmer bekannte Matrose einem der in den Passagen sehr häufigen Haifischen zum Opfer gefallen sein.

Eine Mille-Häuptlingsfrau, die seit einigen Monaten auf Jaluit weilt, hatte mir einen Brief für ihre Mutter in ihrer Heimat mitgegeben. Der Inhalt des Schreibens war wohl ein günstiger, denn nach Durchlesen desselben wurde mir nochmals die Hand gedrückt und die wärmste Gastfreundschaft entgegengebracht. Bei der Abfahrt überreichte man mir einen nach Südseeart zwischen glühenden Steinen gebackenen, saftigen Fisch, zwei Matten, etliche Hühner und drückte das Bedauern aus, ein unsern Kindern zugedachtes Schwein von einer entfernteren Insel

bei der hohen See nicht holen zu können. Diese Geschenke ausschlagen wäre eine um so größere Beleidigung gewesen, als der Häuptling und dessen Frau in Jaluit mich Freund nennen. Als Freund mußte ich, wie das Mütterchen mich belehrte, jedem Familiengliede beim Abschiede den ihm nach Marshallsitte gebührenden Freundschaftstitel geben. Da mußte es denn heißen: „Adieu, meine Mutter, adieu, meine Schwester, adieu, meine Tante, adieu, Großmütterchen.“ Die rührende Abschiedsscene erzählte ich dem Händler. Lachend meinte er: „Famos! dann sind Sie ja auch mein Verwandter und überdies, da meine Frau von jener Häuptlingsfamilie abstammt, sind Sie der Großonkel meiner Ehehälfte.“ Die Sache ist nicht übel. Auf der nächsten Reise wird es interessant sein, die wie aus dem Boden hervorgewachsenen Verwandten bei Namen und Stand kennen zu lernen, aber es ist einmal Marshall-Gesetz, daß Freundschaft in den Familienverband einverleibt.

Die Eingeborenen begegnen mir überall sehr freundlich. Ich war ja beim Häuptlingsmütterchen Martha gewesen, das sich ein unfreundliches Benehmen gegen mich schon verboten haben würde. Ein Leichtes ist es übrigens, mit den Leuten anzuknüpfen, wenn man nur einen scherzenden Ton anzuschlagen weiß. Nicht ungerne hört jeder Eingeborenen seine Insel mit viel schönen Reden preisen. Sie wissen eben nichts von Gebirgslandschaften oder von rieselnden Sturzbächen, nichts von Gletschern im Alpenglühen, nichts von goldenen Kornfeldern, noch von majestätischen Urwäldern. Ihrer Heimat größte Zier ist ein Hain von Brotfrucht- und Pandanusbäumen [auch Schraubenbäume, Schraubenpalme oder Pandane genannt] nebst Kokospalmen.

Auf der 1½ tägigen Fahrt von Mille nach Arno waren uns Brise und Himmel wiederum günstig. Während das Schiff Kopra lud, blieb mir Muße genug, die verschiedenen Inseln zu besehen.

Zu Anfang verflossenen Jahres war der Oberhäuptling von Arno wegen ärztlicher Behandlung in Jaluit gewesen und hatte bei dieser Gelegenheit mit den Missionaren verkehrt. Ein chronischer Gelenkrheumatismus hindert ihn am Gehen, so daß er sich auf einer Sänfte von Ort zu Ort tragen läßt. Außer diesem Übel drückt ihn das, unter dem Pantoffel seiner Frau zu stehen. Sie hat ihn überredet, Mitglied der Bostoner Mission zu werden und, um Aufnahme finden zu können, seine andern Frauen zu entlassen und ihr die Alleinherrschaft zuzustehen. Nichtsdestoweniger bleibt er uns gewogen und wartet nur auf die Besetzung seiner Insel, um uns seine Gesinnungen zu bethätigen.

Für die Getauften der genannten Mission besteht das Verbot des Rauchens. Nun rauchen aber alle Südseeinsulaner leidenschaftlich gern und wenn sich diese Missionsmitglieder dann des Rauchens enthalten, so ist das als lobenswert anzuerkennen. Geht jedoch die Beobachtung dieses Verbotes, wie es der Fall ist, so weit, daß die Getauften nicht einmal Tabak anrühren, ohne sich unrein zu glauben und einer Händewaschung zu bedürfen, so dürfte ein guter Teil Heuchelei zugrunde liegen. Auf meine Bemerkung im Kreise zahlreicher Kirchenmitglieder, daß Getaufte, in den Sträuchern versteckt, nach allen Seiten hin unruhig spähen, ob nicht etwa ein Vorübergehender ihr Rauchen bemerke, daß sie beim Herannahen jemandes die Cigarette wegwerfen und eine so unschuldige Miene aufsetzen, als ob nichts geschehen sei – erschallte riesiges Gelächter und von den Lippen verschiedener solcher „Sünder und Sünderinnen“ kam das Geständnis, durchschaut zu sein. In Mille beantwortete ein älterer Unterhäuptling die Frage: „Warum das Tabakrauchen verboten sei“, folgendermaßen: „In den Anfängen der Bostoner Mission habe auf der Insel Ebon ein Getaufter aus einer Kiste Tabak gestohlen und seit der Zeit bestehe das Gesetz.“ Meine Entgegnung: „Wenn aus genanntem

Grund das Rauchen verpönt sei, so müßten, da Leute auch wohl Geld und Kleider stehlen, diese ebenfalls verboten sein; es aber sicherlich ratsamer sei, daß die Leute vorerst ihre unmoralischen Handlungen beseitigen“, machte entschieden Eindruck, denn mit einem seltsam verlegenen Lächeln entbot er den Abschiedsgruß und lenkte seine Schritte zur nächsten Hütte. Alle Leute sind aber nicht so glücklich, wie dieser Mann, eine solche Erklärung des Tabakverbotes zu kennen und setzen dieses Verbot, das in Wirklichkeit auf Erzielung höherer Missionsbeiträge berechnet ist, mindestens ebenso hoch als das Gebot der Liebe Gottes im Evangelium. Große Wichtigkeit legen einige Grübler der Lösung der in ihren Augen sehr ernstesten theologischen Frage bei, ob Jesus Christus denn früher geraucht hätte. Ich antwortete ihnen: „In der heutigen Gesellschaft würde Jesus Christus wohl ebenso geraucht haben, wie er auf der Hochzeit zu Kanaan Wein getrunken hat“. Die Erzählung von der Entdeckung Amerikas machte es ihnen faßlich, daß in den Büchern des Neuen Testaments kein Wort von Tabakrauchen vermerkt werden konnte. Diese Erklärung verdiente mir das Lob, ein „guter Bibelerklärer“ zu sein. Ein alter Mann, noch Heide, der stillschweigend gelauscht hatte und der vielleicht in meiner Erklärung ein Hindernis seines Übertrittes zum Christentum entfernt sah, bemerkte sogleich, er wolle später bei uns Katholiken rauchen. Sobald ein Häuptling wieder in die ihm nach Landesbrauch gestattete Vielweiberei zurückfällt oder wenn sich ein gewöhnlicher Unterthan sittlich verfehlt und beide aus dem Buche der Kirchenmitglieder gestrichen werden, ist ihr erster Gang zum Händler, um Tabak zu kaufen. Hiermit beginnt wieder die eifrige Thätigkeit des Rauchens der landesüblichen Cigaretten, bei welchen der Tabak in trockene Pandanusblattstreifen gewickelt wird.

Auf keiner Insel zeigten sich die Leute so zutraulich, wie auf Arno. Da verschiedene Leute mit dem Häuptlinge

in Jaluit gewesen waren, so hatten sie sich davon überzeugen können, daß wir weder den Schulkindern einen Finger abschneiden, noch die Kinder niemals zu ihrer Heimat zurückzusenden gesinnt sind. Man möchte es nicht für möglich halten, daß sonst intelligente Eingeborne solchen Albernheiten Glauben schenken können. Jedoch ist es eine verbreitete Meinung, daß wir unsern Schulkindern einen Finger abschneiden, weshalb sich viele Kinder weigern, aus Angst hiervor, nach Jaluit zu kommen. Wenn die von der Unbegründetheit dieses albern und böswilligen Gerüchtes überzeugten Eltern sie dennoch zwingen, weinen sie bitterlich bei ihrer Ankunft, bis sie sehen, daß ihre zukünftigen Mitschüler noch alle im Besitze ihrer zehn Finger sind. Viele Leute Arnos und anderer Atolle sind der Meinung, die Katholiken seien keine Christen und trieben – wie auch viele, sogar gebildete Leute in Europa glauben – durch Marienanbetung Götzendienst.

Solcher Ideenäußerung gegenüber war das einzig Richtige, schlechthin zu lachen, ohne der etwaigen Quelle Erwähnung zu thun. Wir hassen religiöse Zwistigkeiten und verschmähen es, verleumderische Ausstreunungen auf gleiche Weise zurückzuzahlen. Die beste Widerlegung jedweder Anschwärzung ist nicht das Wort, sondern der praktische Beweis des Gegenteils im täglichen Leben.

Das Mäjeru-Atoll weist die größte Insel wie auch die stärkste Bevölkerung auf. Die gleichbenannte Insel mißt, bei allerdings verhältnismäßig sehr geringer Breite, 34 km Länge, macht den Eindruck einer besonders wohlbeplanten Insel und zeichnet sich vor andern dadurch aus, daß anstatt einer herangespülten Steinlage, ein schöner, fester, zum Gehen verlockender Sandstrand vorliegt.

Dem Westende zu weichen die Kokospalmen einem prachtvollen, vollständig von Unterwuchs freien Walde von Brotfrucht-bäumen, deren Früchte, zu Fisch genossen, das Lieblingsgericht der Marshall-Eingebornen bilden.

Der Einfluß der Luës macht sich sehr bemerkbar im Atolle von Mäjeru. Warum aber diese, hauptsächlich durch amerikanische Walfischfänger eingeschleppte Seuche wie ein Lauffeuer um sich greifen konnte, das ergibt sich mit Leichtigkeit aus den sittlichen Anschauungen der Eingeborenen. Davon später einmal! Der christlichen Liebe, die sich vorzugsweise in Krankenpflege äußert, bleibt ein weites Arbeitsfeld offen. Vor allem jedoch muß, im Interesse der Hebung dieses deutschen Schutzgebietes sowohl, als auch christlicher Gesittung, streng an die Bande der einmal geschlossenen Ehe gehalten werden. Ein glückliches Resultat wird hierin nur erzielt werden können, wenn der Spendung der Taufe gründlicher Unterricht vorausgeht, hauptsächlich aber durch die Erziehung der Kinder. Wer langsam geht, sicher geht!

Die Mäjeruleute sind als tüchtige Kriegsmänner bekannt. Noch vor wenigen Jahren befehdeten die beiden Oberhäuptlinge einander. In früheren Zeiten kämpfte Atoll gegen Atoll. Vorzüglich bei südlichen Winden unterließ es kein Häuptling, Wachen auszustellen, aus Angst vor einer nächtlichen Übrumpelung.

Es „südete“ vielleicht Krieger heran, wie die wörtliche Übersetzung des Marshall-Ausdruckes lautet. Auf den kriegerischen Fahrten ereignete es sich nicht selten, daß Strömung und Böen die Kanoes forttrieben und niemals mehr etwas von den Kriegern auf ihren heimatlichen Inseln gehört wurde. Von der Stärke der Strömung nur zwei Beispiele aus jüngster Zeit. Gegen Ende verflossenen Jahres langten vier Gilbert-Eingeborne auf einem kleinen Fahrzeuge in Ponape (Karolinen) an. Innerhalb siebzehn Tagen waren sie von Maiana [Atoll der zentralen Gilbertinseln] dorthin vertrieben worden und hatten acht Tage hindurch keinen Bissen genossen. Während unseres Aufenthaltes in Mäjeru kam ein Segelschiff von den Gilbertinseln in Sicht. Bei völliger Windstille und starker westlicher Strömung mußte der Kapitän sich einfach treiben

lassen. Als die Brise wieder einsetzte, steuerte er bis dicht unter Mäjeru und gar bald entschwand er bei günstigem Winde unsern Augen. Wie viele Menschenleben mögen im Laufe der Zeit verhängnißvolle Strömungen den Inseln gekostet haben!

Ich besuchte auf Mäjeru den ehemaligen Kriegshäuptling. Er saß in seiner offenen Hütte allein und legte Kokosnußfasern zur Anfertigung von Schnur zurecht. Diese Beschäftigung wird nicht die seines Jugend- und Mannesalters gewesen sein; aber jetzt, da Friede herrscht, muß er in Frieden den Tag verbringen. Die schöne Stirn, die funkelnden Augen, der hohe Wuchs, der ganze gebieterische Gesichtsausdruck bot ein stattliches Bild eines alten Kriegers. In seinem Stolze war er der letzte Mann, der sich die alte Haartracht, das zum Schopf aufgebundene Haar, abschneiden ließ. Vielleicht erblickte er in seinem kräftigen Haarwuchse den Sitz seiner Samsonskraft [biblische Figur Samson im Alten Testament; er war unbezwingbar, solange seine Haare ungeschoren blieben] und kriegerischen Überlegenheit. Den Göttern seiner Ahnen hielt er bis jetzt den Schwur der Treue und kein Christ vermochte ihn bislang zu bewegen, den wahren Gott anzubeten.

Will jemand seinen Heldencharakter wieder aufleben sehen, so hat er nur von früheren Kämpfen zu sprechen. Im Nu ist er wie umgewandelt. Der Körper nimmt wieder jugendliche Haltung an; Feuer sprüht aus den Augen; es stemmt sich die Linke gegen die Hüfte und die Rechte erhebt sich wie zum Schwunge der Schleuder, deren Stein er einem herannahenden Feinde mit Wucht in die Stirn treiben möchte.

Auf Ebon fiel mir die stattliche Zahl der Kinder und der fast durchgehends kräftige Wuchs der Frauen auf. Was Sittlichkeit anbetrifft, steht, wie ich von glaubwürdiger Seite gehört habe, Ebon indessen auf gleichniedriger Stufe wie die übrigen Marshall-Inseln. Die Bevölkerung macht einen toten Eindruck, kein hurtiger Schritt, kein

jugendfrisches Treiben, keine lustigen Gespräche, sondern lautlose Stille unter den Wölbungen der Brotfruchtbäume.

Die Bostoner Methodisten-Mission ließ sich zuerst auf Ebon nieder. Damals (1857) standen die Marshall-Eingebornen nicht im besten Rufe. Mochten sie zu der Zeit auch noch glauben, die in Wirklichkeit durch die Strömung herangetriebenen Bier- und Weinflaschen seien vom Himmel herabgefallen, die Ausländer verehrten sie keinesfalls als Himmelsöhne. Der Oberhäuptling Kabua empfindet noch jetzt unangenehmen Kitzel im Ohr, wenn von Weißen in seiner Gegenwart darauf angespielt wird, daß die Mannschaft verschiedener Segelschiffe von ihm und seinen Leuten erschlagen worden ist.

Die Mission faßte Fuß und verdankt ihre Hauptentfaltung in den Marshall-Inseln dem Wirken des Missionars Pease, welcher der Mission von 1877-94 vorstand. Der Hauptsitz der Mission und damit der Wohnsitz des Vorstehers der Mission in den Marshall-Inseln, wurde bereits im Jahre 1878 zur fruchtbareren Karolinen-Insel Kusaia [heute: Kosrae] verlegt, wo die Mission für begabtere Kinder, auch sogenannte Jünglinge und Jungfrauen, der verschiedensten Atolle eine Erziehungsanstalt errichtet hat. Sämtliche Lehrer und Prediger in den Marshall-Inseln, mit Ausnahme eines weißen Lehrers, sind Eingeborne. Verschiedene dieser eingebornen Lehrer lernte ich kennen und unterhielt mich mit ihnen über gleichgültige Sachen. In der kurzen Zeit konnte ich nicht in Erfahrung bringen, ob alle eine „goldene Hautfarbe“ haben und „ein Engel in ihnen wohnt“, wie solches von dem auf Imroj [auch bekannt als Inroj], im Atoll von Jaluit, thätigen eingebornen Missionar seitens seiner Verehrer behauptet wird. Es sollen etwa 2 300 Eingeborne der Bostoner Mission angehören.

Von Ebon aus erreichte der „Aeolus“ in einem Tage die Insel Namrik. Da die Lagune keine Passage besitzt, befestigen die Schiffe auf der Leeseite der Insel am Riffe den Anker.

Der Name Namrik hat im verflossenen Jahre etliche Seiten der Verwaltungsannalen gefüllt. Die sonst harmlosen Leute waren durch das Vorhalten amerikanischer Arbeitslöhne aufgestachelt worden, für das Forttragen der Kopra übers Riff den ungewöhnlichen Lohn von einem Dollar (vier Mark) zu verlangen. Nach gerichtlicher Untersuchung der ganzen Sache wurden vierzig Leute zur Strafarbeit in Jaluit verurteilt. Die Leute wurden nach ca. drei Monaten zur Insel Namrik zurückgesandt, aber der Preis der Kopra bleibt für die Namrik-Eingebornen solange um einen Pfennig pro Pfund unter den sonst üblichen Preis herabgesetzt, bis sie zum gewöhnlichen, an und für sich schon hohen Lohne zu arbeiten gewillt sind. In ihrem Eigensinne schneiden sie, außer der Steuer-Kopra, keine. Jetzt, da ihr Geld aufgebraucht und der Drang zum Ankauf neuer Waren nicht mehr befriedigt werden kann, sehnen sich wenigstens die jungen Leute nach Arbeit. Einstweilen liegen die reifen Kokosnüsse am Boden, schlagen aus und gehen nutzlos zu Grunde. Die Häuptlinge stehen diesen Leuten machtlos gegenüber, da ihre Macht gebrochen ist. Gilt systematische Untergrabung zu Recht bestehender Autorität als Grundsatz des Christentums?

Die Leute erwiesen sich sehr entgegenkommend und bestätigen dadurch die gemachte Erfahrung, daß Freundlichkeit und an den Tag gelegtes Interesse die Gemüter leicht gewinnen.

Möge es uns vergönnt sein, recht bald den Bewohnern der verschiedenen Atolle gründlichen Unterricht, tiefe religiöse und dem deutschen Vaterlande ergebene Gesinnungen einzuflößen.

Am 8. Februar lag der Motorschoner „Aeolus“ in der Jaluit-Lagune wieder vor Anker.

Die Insel Nauru (Marshall-Inseln)

Der Europäer lächelt unwillkürlich, wenn er den Bewohner eines im Ocean verlorenen Eilandes sein Fleckchen Erde als das größte Reich in der Welt preisen hört. Und doch liegt kein Größenwahn in dieser Äußerung. Sie er giebt sich vielmehr naturgemäß aus der abgeschlossenen Lage der betreffenden Insel und aus der durch diese Abgeschlossenheit geschmälereten Einbildungskraft, die sich ein umfangreicheres Land, erst recht ein Festland nicht vorzustellen vermag. In den Augen der Insulaner, welche vor der Entdeckung ihres Gebietes durch europäische Seefahrer überhaupt von dem Bestehen irgendwelcher Wesen ihres Gleichen keine Ahnung hatten, galten die Fremdlinge als Götter, die der Sonne entstammten. Wurde dann anfangs den Weißen liebevollste Gastfreundschaft entgegengebracht, so sollten die dargereichten Speisen und Geschenke dazu dienen, die weißgestalteten Geister gütig gegen sie zu stimmen. Kamen aber trotzdem Ausschreitungen vor, oder wurde anderweitig gegen obwaltende Sitten und Bräuche verstoßen, so nahmen die Betroffenen behufs radikaler Entfernung der bösen Geister, zu dem Mittel hinterlistiger Tötung ihre Zuflucht. Aber selbst später, als bei wiederholtem Auftauchen von Fremdlingen diese von den Eingeborenen als Erdbewohner und zwar als Bewohner mächtiger Reiche erkannt worden waren, blieb bei manchen die Vorstellung von einem kleinen Umfange der fremden Länder zurück. So wundern sich noch viele Eingeborene auf der Insel Nauru darüber, daß die Weißen der verschiedenen Nauru anlaufenden Schiffe die dort seit Jahrzehnten ansässigen Händler nicht, wie sie selber, einander bei Namen zu nennen wissen und persönlich kennen.

Die Insel Nauru ist in der That eine abgelegene Insel. Sie befindet sich 166° 55' östlicher Länge und 32' südlicher Breite. Das nächste Eiland Ocean oder Paneb ist 150

Meilen von ihr entfernt. Die vereinsamte Lage Naurus, so ganz außerhalb des geographischen Gebietes der Marshall und Gilbert-Inseln, erklärt die obige Ansicht der Eingeborenen, wie auch den seit ihrem Entdeckungsjahre 1798 bis vor wenigen Jahrzehnten seltenen Schiffsverkehr. Es ist thatsächlich eine einsame, jedoch nicht unbedeutende Insel, und Deutschland darf sich freuen, aus einem später zu erwähnenden Grunde, daß, bei dem am 6. April 1886 zwischen dem englischen Bevollmächtigten Sir Edward Malet und Bismarck stattgefundenen Abkommen, Nauru noch in die deutsche Einflußsphäre gezogen wurde.

Hunter, der Kapitän des Walfischfängers „Fearn“, legte der Insel den anspruchsvollen Namen „Pleasant Island“ (anmutige Insel) bei. Sollte der Kapitän, der vielleicht mehrere Wochen hindurch zwischen niedrigen Koralleninseln gefahren, durch den Anblick einer hügeligen Insel erfreut, zu dieser Benennung gekommen sein oder wirkliche Naturschönheiten vorgefunden haben? Letzteres war wohl der Fall; denn wenn auch manche Insel der Südsee durch reizendere und großartigere Landschaften sich auszeichnet, so verdient Nauru die schmeichelhafte Benennung sowohl wegen der Anmut des Landes als auch wegen der Liebenswürdigkeit der Bewohner.

Nauru, etwa 18 Kilometer im Umkreise messend, ist eine gehobene Koralleninsel. Während auf den übrigen Inseln der Marshall-Gruppe die Korallentierchen allein den Aufbau zu vollführen hatten, hat hier das im Schoße der Erde arbeitende Feuer in einem Augenblicke das noch unterseeische Gebilde über den Meeresspiegel geschafft.

Dem Strande entlang zieht sich ein dann breiterer, dann engerer Gürtel mit Kokospalmen hin, in deren Schatten ein Fußpfad rund um die Insel läuft. Hinter den Palmen, also landeinwärts, ebenfalls dem Strande mehr oder minder parallel, erhebt sich eine steile bis zu 60 Meter

hohe Felswand. Teils nacktes Gestein, teils mit genügsamen Bäumen und Sträuchern bestanden. Einen malerischen Anblick gewähren das Geröll und einzelne Felsblöcke, wenn Schlingpflanzen sie umklammert halten, die in jede Öffnung, sich verzweigend, ihre Wurzeln entsenden, als ob sie den ausgewaschenen Stein vor dem Zerbröckeln zu schützen suchten und bis oben geklommen, dort den grünenden Gipfel schirmend über den Felsen ausbreiten. Die Felswand selbst schließt, gleich einer Ringmauer, eine Hochebene, worauf vorzugsweise Pandanusbäume wachsen, ein, und nur an einer Stelle dacht sich die Hochebene zu einem Thalkessel ab. Dort befindet sich, von Kokospalmen umgürtet, ein kleiner Teich, wohl der Überrest der früheren Lagune. Das Teichwasser ist brackig und mit Salzwasserrfischen, die jährlich zu Tausenden eingesetzt werden, belebt. Diese Fische werden mühsam mit einer Art Sieb gefangen und sorgfältig in einer halben Kokosnußschale fortgetragen, die während des Fischens an einer Schnur im Munde gehalten wird. Die Hochebene birgt steilabfallende Höhlen, in die man mittels eines Seiles bis zum Meeresspiegel hinabsteigen kann. Verschiedene Höhlen dienten als Begräbnisstätte der Gebeine, nachdem der Leichnam über der Erde den Verwesungsprozeß durchgemacht hatte. Somit war es leicht, die Gelehrten zum Studium der Völkerrassen, ohne Ausgrabungen, mit Schädeln zu bedienen. Eine Höhle, unweit der Wohnung des Amtsvorstehers, ist durch eine schräg abfallende Öffnung in der Felswand bequem zugänglich und besonders bemerkenswert wegen des kühlen Badewassers, das eine wahre Labsal in den Tropen ist.

Interessanter als das Land sind die Bewohner der Insel. Die Männer sind kräftige, athletisch gebaute Naturmenschen, die Frauen, feingliedert mit edlen, regelmäßigen Zügen. Erstere, wie letztere tragen zwei übereinandergelegte 25-30 Centimeter breite Lendenschutze aus Panda-

ausblättern. Erst seit einiger Zeit tragen einige Eingeborene europäische Kleidungsstücke. Die Leute sind harmlos, freundlich und so anmutigen Charakters, daß sachkundige, mit vielen andern Inseln der Südsee bekannte Herren die Bewohner Naurus als die besten der ganzen Südsee bezeichnet haben. Die Äußerung eines Wunsches genügt, um sofort dienstfertige Seelen zu finden. Geld ist noch nicht eingeführt und sämtliche einheimische Produkte sind sehr billig.

Gewisse Unruhen, die vor der Einführung der deutschen Schutzherrschaft Jahrzehnte hindurch auf Nauru herrschten, scheinen mit der obigen Charakterisierung der Eingeborenen in Widerspruch zu stehen; jedoch liegt der Grund dieser gegenseitigen Befehdungen in verderblichen Einflüssen von außen. Es ist nämlich zu berücksichtigen, daß einerseits die Eingeborenen durch angetriebene Gilbert-Insulaner den sauren, berausenden Palmwein kennen lernten, und andererseits das gewonnene Kokosöl vielfach gegen den gewöhnlichsten Branntwein, Feuerwaffen und Munition eingetauscht wurde. Heißt das nicht unmündigen Kindern ein Messer in die Hand geben, und wo tritt denn Trunkenheit ohne Ausschreitungen auf? Eine geringfügige Sache gab zu langjährigen Feindseligkeiten Veranlassung. Gelegentlich eines Hochzeitsschmauses waren dem jungen Gemahle eine große Anzahl Flaschen Palmöl geschenkt worden und andere hingen im Versammlungshause an der Wand. Ein Gast erlaubte sich im Zustande der Trunkenheit über die Menge des geschenkten Öles eine etwas höhnische Bemerkung, woraufhin der Bräutigam, gereizt, aufstand und dem Herausfordernden zurief, er habe sich nicht in Privatsachen einzumischen. Beim Aufwallen des Zornes der Beiden entspann sich ein heißer Kampf, zu dem die ebenfalls betrunkenen Anwesenden Stellung nahmen. Man griff zu den Waffen und unglücklicher Weise wurde der

Bräutigam mit einer Pistole von seinem Gegner niedergestreckt. Die Verwandten des Häuptlingssohnes rächten sich, die Waffe in der Hand, und alsbald schlossen sich auch die nicht direkt interessierten Nachbardistrikte der einen oder anderen Partei an. Von nun an war kein Eingeborener mehr seines Lebens sicher. Verließ jemand seine Behausung, so that er es nur mit geladenem Gewehr in der Hand. In der Nacht konnte das Geknatter lebhaften Gewehrfeuers gehört werden. Noch jetzt sieht man an vielen der dicht nebeneinander stehenden Palmen die Spuren der eingeschlagenen Kugeln. Um sich in den Hütten zu decken, bauten die Eingeborenen Palissaden und flochten aus zerschnittenem Wellblech gewonnene Drähte zu einem Maschengewebe, das sie um die Wohnungen, etwa einen Fuß horizontal über den Boden ausspannten, damit der im Dunkeln herannahende Feind strauchele und frühzeitig genug bemerkt werde. Dem Morden wurde durch S. M. S. „Eber“ im Jahre 1888 ein Ende gemacht. Anfänglich wollten die Eingeborenen der Aufforderung des Kommandanten, sämtliche Gewehre nebst Munition auszuliefern, nicht Folge leisten. Als aber vom Kanonenboote aus mehrere Granaten über die Insel hinwegstrichen, erklärten sie sich zur Übergabe bereit und brachten die Gewehre zusammen, worunter die verschiedensten Modelle: Mauser, Winchester, Remington, Kennedy, Expreß, Spemer, Martini-Henry, Gevelot und selbst Evans 34maliges Repetitionsgewehr. Nach Aushändigung der Waffen wehte zum ersten Male auf Nauru die deutsche Flagge und seit dieser Zeit haben die Eingeborenen weder Waffen, noch Spirituosen angerührt.

Nauru ist eine reiche Insel. Sie birgt weder Gold noch Edelsteine, aber einen großartigen Reichtum an hochprozentigem Phosphate. Mehrere Jahrhunderte werden über dem vollständigen Abtragen verstreichen, wenn 300 Arbeiter thätig sind und alle zwei Wochen ein Frachtdampfer nach Sydney fährt. Ist es nicht schade, daß, da

Deutschland für andere Kolonien viel Geld zusetzen muß, eine großer Teil der zu erbeutenden Millionen in nicht deutsche Hände fließt?

Durch Einfuhr fremder Arbeiter und bald häufigen Dampferverkehr werden die idealen und idyllischen Zustände Naurus schwinden, wenn auch von der Kaiserlichen Verwaltung die schärfsten Maßregeln getroffen sind, um die 1 500 Nauru-Eingeborenen vor verderblichen Einflüssen zu schützen. Das Völkchen verdient die väterliche Fürsorge, mit der es von der deutschen Regierung gepflegt wird. Und welche Aussichten hat das Missionswerk auf Nauru? Die Bostoner Methodisten-Mission besetzte die Insel schon vor etlichen Jahren und zwar, da die dortige Sprache einige Verwandtschaft mit der Gilbert-Sprache besitzt, mit Eingeborenen-Lehrern von den Gilbert-Inseln. Diese mußten jedoch im Jahre 1892 wegen unmoralischen Treibereien und Einschleppen bössartiger Krankheiten zurückgezogen werden. Seit mehr denn zwei Jahren hat ein deutsch-amerikanischer Missionar das unterbrochene Werk wieder aufgenommen. Vor einigen Monaten übersandten uns die in ihren Hoffnungen wohl enttäuschten Händler eine Zuschrift, worin sie um einen Pater, einen Bruder und zwei Schwestern anhielten. Während meines zwölfzügigen Aufenthaltes auf Nauru drückten auch viele Eingeborene den Wunsch der Besetzung durch uns aus und einige Häuptlinge meinten, sie könnten nicht begreifen, weshalb, während vorhin Freiheit und Frohsinn herrschten, es nun durch den anwesenden Missionar verboten werde, zu rauchen, unschuldige Tänze aufzuführen, mit Knallbüchsen zu schießen, Blumenkränze oder Muschelhalsketten zu tragen, am Sonntage eine Kokosnuß vom Baume zu holen oder einen Fisch zu fangen, selbst wenn sie am Tage des Herrn hungern müßten, und im Nachbardorfe Besuche abzustatten; während es aber gern gesehen war, wenn hohe Beiträge, Schweine und Hühner und als heidnisch gebrandmarkte Kuriositäten

geliefert wurden. Die Bitte um Besetzung wird hoffentlich nicht zu lange unerhört bleiben, wenn die höhere Behörde freundlichst zustimmt, wenn Mitarbeiter von Hilstrup eintreffen und wenn die Beförderer unseres Missionswerkes die Unternehmungen der noch so jungen und dürftigen Mission der Marshall-Inseln unterstützen. Auf Nauru ist jeder Tag Verzögerung ein Verlust, hingegen jeder Tag apostolischer Thätigkeit ein segensreicher Tag für die Rettung vieler unsterblicher Seelen.

Der gegenwärtige Stand der katholischen Mission auf den Marshall-Inseln

Die Marshall-Inseln, die seit 1885 zum deutschen Kolonialbesitz gehören, liegen recht einsam, und einstweilen, bis zur Eröffnung des Panamakanals, fernab dem Weltverkehr, zwischen dem 4. und 16° nördl. Br. und dem 160-174° östl. L. von Greenwich. Seit 1899 haben bekanntlich die Missionare vom heiligsten Herzen Jesu auf der Inselgruppe festen Fuß gefaßt und ihr stilles Wirken ist nicht ohne Erfolg geblieben. Zur genaueren Orientierung dürften folgende zwei Berichte dienen, die einen deutlichen Einblick in dieses neue Missionsgebiet der Herz-Jesu-Genossenschaft gewähren. (Anm. der Red.)

Punkte auf dem Globus, das Gebilde winziger Lebewesen, scheinen die Marshall-Inseln, im Vergleich zu den großen Inseln des indischen und stillen Ozeans, kaum die Aufmerksamkeit beanspruchen zu dürfen. Das allgemeine Interesse neigt ja mehr jenen Länderstrichen hin, deren Millionen Einwohner sich im Laufe der Zeit dahin entwickeln werden, in der Weltpolitik der Großmächte eine Rolle zu spielen. Und doch soll überallhin das Licht der göttlichen Lehre leuchten, sollen die Bewohner selbst der entlegendsten Inseln zur Lobpreisung Gottes berufen werden. Vielseitigen Wünschen entsprechend, reiste der Hochw. Herr Bischof Couppé, Apost. Vikar von Neu-Pommern und Administrator der Marshall-Inseln, gegen Ende 1898 nach Jaluit, um den Grundstein zur Zweigmision zu legen.

Die Aussichten waren damals keine brillanten. Abgesehen von den ungeheuren Auslagen behufs Errichtung der erforderlichen Gebäulichkeiten, schien die seit 41 Jahren bereits dort tätige Boston-Mission eine derartig starke Feste erbaut zu haben, daß die Möglichkeit, eine Bresche zu schlagen, als ein Unding vor Augen schweben mußte.

Beim bloßen Anblick der neuen Glaubensboten flohen die Kinder, und die Eltern stillten mit der Drohung, „der Katholik werde kommen“, die aus Eigensinn fließenden Tränen ihrer Kinder. Andererseits sollten, laut deutscher und englischer über die Marshall-Inseln veröffentlichter Bücher, die Eingebornen den religiösen Ideen äußerst gleichgültig gegenüberstehen.

Es ist wohl wahr, daß der frühere Götterkult, der in verschiedenen Punkten wie bei den Römern und Griechen ihre unmoralischen Sitten bemäntelte, nicht dazu angetan war, das Herz für übernatürliche Regungen zu erwärmen. Tatsächlich gibt es viele Eingeborne, die einen gründlichen Unterricht wünschen und auch fleißig die Bethäuser besuchen. Aber welchen Unterricht genießen sie dort? Im Hauptorgan der Boston-Mission, „The Mission Herald“ beantwortet der Vorsteher der Boston-Mission auf den Gilbert-Inseln die Frage, indem er ohne Hehl gesteht, daß in Kusaie [heute: Kosrae], der „blühendsten Insel ihrer Mission in Mikronesien“, die Sonntags predigenden Eingebornen nicht fähig seien, die Zuhörer „weder zu unterrichten noch zu erbauen“. Sämtliche Lehrer der Boston-Mission, mit einer Ausnahme, sind auf den Marshall-Inseln Eingeborne. Verschiedene dieser Lehrer lernte ich, gelegentlich einer Rundreise durch verschiedene Atolle, kennen. Die Harmlosigkeit eines dieser Lehrer leuchtete aus seiner Frage heraus, warum ich nicht zum Sonntagsgottesdienste gekommen sei. Er würde mir gewiß den Predigerstuhl eingeräumt haben.

Zur Stunde wirken 3 Priester, 3 Brüder und 5 Schwestern in der katholischen Mission. Die Hindernisse, die sich ihren Arbeiten hemmend entgegenstellen, sind hauptsächlich viererlei.

Vor allem hegen die Eingebornen starke Vorurteile gegen die katholische Kirche. Wäre es nicht allgemein bekannt, daß die Eingebornen leicht jedem noch so albernem Gerüchte Glauben schenken, so müßte man einfach über

die Behauptung lachen, daß wir den Schulkindern als Zeichen ihres katholischen Bekenntnisses einen Finger abschneiden, daß wir unerschwingliche Preise für den Unterricht ansetzen, daß wir Erwachsenen Pulver in den Hals schütten, um sie zu töten, daß wir Maria als ein göttliches Wesen anbeten, daß wir keine Christen sind, daß wir die auf dem Altar stehenden Kerzen wie Halbgötter verehren.

Augenschein und Lehre werden diese Vorurteile allmählich zerstreuen. Aber selbst bei denen, die von der Richtigkeit obiger Reden überzeugt sind, herrscht eine gewisse Scham, den Anfang zum Übertritt zu machen. Besonders ältere Matronen, die seit Dezennien [d. s. Jahrzehnte] ausschließlich die Lehre der Methodisten vernommen haben, beschwören die jüngere Generation, den Worten des weißen Priesters nicht zu lauschen. Dieses Fernhalten von uns darf man den Kirchenstützen mit silbergrauem Haar nicht verübeln, denn Religion ist Sache der Überzeugung, welch letztere ebenso langsam in die alten Gehirnschalen eindringt, als die eingefleischten Leidenschaften in kurzer Frist aus dem Herzen entwurzelt werden können.

Eine nicht unerhebliche Schwierigkeit bietet die Sprache. Es gibt wohl kaum einen Weißen auf den Marshall-Inseln der, wenngleich seit Jahren ansässig, der Sprache mächtig sei. Es war somit eine unbedingte Notwendigkeit, ein Wörterbuch herzustellen und diese Arbeit desto genauer zu machen, als eine Unmenge Wörter, etwas verschieden ausgesprochen, eine schlechte Bedeutung haben. Seit kurzer Zeit konnte mit dem Predigen in der Marshall-Sprache begonnen werden und es stellen sich auch Zuhörer ein.

Bis dahin legte die Mission ihre Hauptsorge auf eine Erziehungsanstalt in Jaluit, in der 57 Kinder, 32 Knaben und 25 Mädchen, regelmäßigen Unterricht genießen. Von diesen Kindern gehören 14 besseren eingeborenen

Familien an, alle anderen sind Kinder weißer, mit eingeborenen Frauen verheirateter Händler aus den Marshall-, Gilbert- und Karolinen-Inseln. Diese Kinder lernen, da die Unterrichts- und Umgangssprache die deutsche ist, mit Leichtigkeit unsere Muttersprache. Aus diesem Grunde war es möglich, 12 ältere Schüler und Schülerinnen zu taufen, resp. unter Bedingung wiederzutaufen, so daß zur Zeit 28 katholische Eingeborne auf den Marshall-Inseln leben.

Im Monat Juli vorigen Jahres wurde eine Station auf dem Likiep-Atolle eröffnet und die Schule begann sich gut zu entwickeln, als der junge dort tätige Missionar durch eine septische Herzkrankheit dahingerafft wurde.

Ende vorigen Jahres ließ sich ein Missionar in Nauru nieder, dem sich bereits 300 Eingeborne angeschlossen haben. Nunmehr befinden sich auch 2 Schwestern dort.

Verschiedene Häuptlinge anderer Atolle haben wiederholt um einen Missionar gebeten. Leider kann deren Wünsche nicht sogleich nachgekommen werden, da es uns an den nötigen Missionaren und materiellen Hilfsmitteln fehlt. Die entfernte Lage der Inseln erhöht Fracht und Preise, die Inseln selber sind sehr arm an Lebensmitteln, die Baumaterialien müssen von Australien und Amerika beschafft werden, hüben und drüben hört man nur von Preissteigerungen, die einzelnen Atolle (ringförmige Koralleninseln) liegen oft Hunderte von Meilen auseinander, das feuchte Klima verlangt kräftige Nahrung zur Erhaltung der Kräfte: alles das verursacht viele, viele Auslagen. Ich hoffe, die Leser der „Monatshefte“ werden der armen und schwierigen Mission eine milde Gabe zufließen lassen, um uns in die Möglichkeit zu setzen, die im deutschen Schutzgebiete der Marshall-Inseln lebenden 16 500 Seelen für unsern heiligen Glauben zu gewinnen.

Freud und Leid aus den Marshall-Inseln

Mag auch der Boden steinig sein, das Senfkörnlein gedeiht doch; mögen auch zeitweise schwarze Wolken am Himmel drohen, lauterer Sonnenschein erheitert bald wieder die Natur und die Gemüter.

Als vor vier Jahren die Schule auf Jaluit eröffnet wurde, folgten drei oder vier Kinder ganz schüchtern dem Bruder Schulmeister und zitterten vor Schrecken, wenn ob eines begangenen Fehlers die Züge des Lehrmeisters sich leicht verfinsterten. Kinder, die bis dahin deren Spielgefährten gewesen, zogen sich von ihnen zurück und manche Verwandte, anstatt Brotfrucht und Fisch zur Ermunterung zu bringen, verzogen spöttisch die Lippen und ergingen sich in Schmähreden gegen die Ärmsten, die dem katholischen Missionar den Grundstein zur Mission lieferten. Der gute Bruder empfand den Schmerz mit ihnen und kämpfte im Herzen gegen die schwierigen Anfänge. Während der morgendlichen Schulpause mußte der Schulmeister, Schultafel und Kreide vergessend, in die Küche eilen, den Reistopf auf den Herd setzen, Brot backen, Fleisch kochen, den Tisch decken, für sich selber und für die Kinder ein bescheidenes Mahl bereiten. Zeitweise trat das von Neupommern mitgebrachte Fieber auf. Gütige Nachbarfrauen kochten ihm dann ein Krankensüppchen, sandten ein Glas Glühwein, um dem Fieber durch Schwitzen den Garaus zu machen und reichten auch den Kindern einen Teller voll Essen. Das Schulhaus war eine alte Küche, ein niedriges Gebäude, dessen Wellblechplatten eine drückende Wärme absetzten. Dem Schulmeister fielen die Wangen ein, an Haupt und Bart erschienen graue Haare, die oft noch von den Kindern ausgerupft wurden.

Das sind Bilder aus früheren Zeiten, überstandene Schwierigkeiten, an deren Erinnerung sich das Herz erst nachträglich labt. Jetzt wohnen die Knaben in einem

ziemlich geräumigen Hause; ein Chinese besorgt die Küche; die alte Schule, deren Seitenwände, von Ameisen zerfressen, in Stücke fallen, dient als Holzlager und soll, wenn das Holz zum Bau des Schwesternhauses herausgenommen, den Hühnern ein Obdach gewähren, bis sie endlich, aus Altersschwäche zusammenbrechend, den schwierigen Beginn der Mission unter ihren Trümmern vergräbt.

Anstatt drei oder vier Kinder, befinden sich nunmehr 57 Kinder in der Erziehungsanstalt und tummeln sich in freien Stunden sorglos auf einem breiten Spielplatze. Der Unterricht hat Früchte gezeitigt: die Zunge spricht die deutsche Sprache, das Herz preist den Herrn in frommen Gebeten und Gesängen. Zehn Kinder empfingen im vergangenen Jahre die hl. Taufe und zwar aus eigenem Antriebe und mit Zustimmung ihrer Eltern, die anfänglich nicht gern ihre Genehmigung dazu erteilen wollten. Zwei Mädchen und ein Knabe gingen im Monat August, neun andere in der Osterzeit zum ersten Male zum Tische des Herrn. Mittlerweile ist auch ein Wörterbuch der Marshall-Sprache fertiggestellt und seitdem mit dem Predigen in der Eingebornen-Sprache begonnen, nehmen auch Erwachsene am religiösen Unterricht teil.

Während 2 Patres, 2 Brüder und seit Oktober vorigen Jahres auch 3 Schwestern auf Jaluit arbeiten, konnten zwei andere Inseln besetzt werden: Likieb [Likiep] und Nauru. Auf der Insel Nauru, die so weit von Jaluit entfernt sein mag wie Bremen von Wien, wirken seit Ende 1902 ein Missionar und seit anfangs April zwei Schwestern. Gleich bei Ankunft des katholischen Missionars schlossen sich 300 Eingeborne ihm an. Das übertraf alle Erwartung, denn seit drei Jahren wirkte dort ein deutsch-amerikanischer Missionar der Boston-Mission, der mit wahren Feuereifer arbeitet. Trotzdem scheint unsere Mission guten Fuß zu fassen: ein Glück für die so harmlosen Bewohner.

Auf dem Likieb-Atolle wirkte mit einem Laienbruder ein junger Priester, Pater Leo Kieffer, der im Oktober mit den Schwestern hier angekommen war. Anfangs März brachte man ihn auf einem gedeckten Boote hier an. Alle Glieder waren gelähmt und hohes Fieber hatte sich eingestellt. Der herbeigerufene Arzt untersuchte Pater Kieffer und konstatierte eine septische Herzkrankheit. Wir pflegten den teuren Kranken nach Möglichkeit und es trat eine anscheinende Besserung ein. Darauf erschien blutiger Auswurf, der am Montag Morgen sehr bedenklich wurde. Die Körperschwäche nahm immer mehr zu und gegen Abend mußte der Kranke auf den Tod vorbereitet werden. Er nahm das Opfer willig von Gottes Hand an, aber es kostete seinem eifrigen Herzen Überwindung. Er hätte so gerne vor seinem Tode wenigstens ein Kind getauft, so gern einige Jahre lang für Gottes Sache gekämpft. Während der Krankheit weilten seine Gedanken stets auf seiner Station. „Wie Gott will“, wiederholte er stets von neuem. Nachdem der teure Kranke die Sterbesakramente mit voller Ruhe empfangen, schlummerte er sanft in meinen Armen ein, während die Brüder und zwei Schwestern die Sterbegebete beteten. Gerade als man mit den Gebeten zu Ende war, entschlief er ruhig im Herrn.

Welch ein Opfer ist dieser Tod für unsere junge Mission! Pater Kieffer war ein seeleneifriger Priester. Sein sehnlichster Wunsch war es, gute Adepten [jemand, als Schüler oder Lernender, besonders in eine Wissenschaft Eingeweihter] zu erwerben und deshalb schonte er sich nicht. Leider überschätzte er seine Kräfte und dachte nicht daran, daß das hiesige Klima Herzkranken nicht zukömmlich ist. Möge dieser Verlust den Seelen frommen und möge das Opfer eines jungen Lebens viele Eingeborne zum Lichte des Glaubens führen!

Wann werden neue Glaubensboten eintreffen? Wir sehnen sie von ganzem Herzen herbei. Verschiedene alte

Häuptlinge haben seit Jahren um einen Missionar gebeten. Je länger das Zögern, desto tiefer arbeitet sich die Boston-Mission ein. Gewiß werden die Freunde der Mission auch unserer großen Armut abhelfen; und wenn somit hüben und drüben Opfer sich mit Opfer verbinden, dann wird mit Gottes Hilfe freudiges Gelingen aus den Opfern entsprossen.

Als ehrenvolles Zeugnis für die katholische Mission auf den Marshall-Inseln fügen wir das Lob eines Protestanten H. Seidels aus Berlin bei. Er schreibt in einem Aufsatz der „Deutschen Kolonialzeitung“ vom letzten Jahre: „Ungleich erfreulichere Eindrücke als in der amerikanisch-methodistischen Mission gewinnt man, auch als Protestant, auf der katholischen Mission. Die Väter vom hh. Herzen Jesu, die in Jaluit seit 1899 arbeiten, haben nach Errichtung der erforderlichen Gebäude sofort eine Schule eröffnet, die gegenwärtig zwei Klassen hat und dem deutschen Elementarlehrplane folgt. Beim Unterricht wird, abgesehen von den allernotwendigsten Erklärungen, ausschließlich die deutsche Sprache gebraucht. Auch unter sich dürfen die Kinder nur deutsch sprechen, und da sie meist als Pensionäre im Missionshaus wohnen, so ist der Erfolg ein sehr bemerkenswerter. Die Väter haben sich das Ziel gesetzt, den Kleinen mit der Sprache zugleich deutschen Geist und deutsches Streben einzuflößen, damit daraus die rechte Hochachtung vor dem Mutterlande und seinen Einrichtungen erwachse. Wie sehr unsere Landsleute im Archipel mit diesen Grundsätzen einverstanden sind, zeigt sich am besten daraus, dass verschiedene Händler ihre Kinder der deutschen Mission überwiesen haben. Auch die Häuptlinge schicken ihre Kinder gern dorthin, wo sie mit ihren rein- und halbblütigen Kameraden frisch und froh nach unserer Art erzogen werden.“

Die Herz-Jesu-Mission auf der Insel Nauru (Marshall-Inseln)¹

Mit blitzartiger Schnelligkeit fliegt ein Radfahrer, Staub hinter sich aufwirbelnd, an den Hütten der Eingeborenen vorüber. Auf dem Rücken trägt er einen Rucksack mit Verbandstoff und Medizinen. Soeben, 8 Uhr abends, ist nämlich die Nachricht eingetroffen, daß in einstündiger Entfernung ein junger Mann beim Palmweinschneiden von einer hohen Kokospalme herabgefallen ist und dringender Hilfe bedarf. Nach einer schnellen Fahrt auf dem Rad ist der Arzt-Missionar zur Stelle. Auf seine Frage, wo sich der Verunglückte befinde, führt man ihn eine Strecke weiter. Dort liegt zwischen Steinen, blutend und besinnungslos, von einer großen Anzahl Eingeborenen umgeben, die jedoch keine Hand zur Hilfeleistung rühren, der verunglückte Mensch. Sofort wird befohlen, den Ärmsten vorsichtig in eine Hütte zu bringen. Er sieht entsetzlich aus: das Gesicht und die Arme sind mit Blut bedeckt. Die erste Sorge erstreckt sich auf das Unterbinden einer offengerissenen Armvene, um den Blutstrom zu hemmen. Dann beginnt die Untersuchung, die Rippenbruch feststellt und zwar mit Eindringen von Knochensplintern in die edleren Organe. Der Kranke lebt noch eine kurze Zeit und gibt dann seinen Geist auf, nachdem das Wasser der hl. Taufe, seinem früher geäußerten Wunsche gemäß, über seine Stirne geflossen ist und seine Seele für den Himmel gewonnen hat.

Seit einiger Zeit schon ist ein alter Mann in unserer Behandlung. Sein Befinden ist ziemlich gut; er scherzt noch bei der Verpflegung und nimmt freudig die Stange Tabak, die ihm gereicht wird. Der Laienbruder verläßt ihn gegen Sonnenuntergang. In der Abenderholung bemächtigt sich des Bruders eine merkwürdige Ahnung: es drängt ihn zum Greise hin. Obwohl von der Tagesarbeit ermüdet, zündet er die Laterne am Rad an, schwingt sich

„in den Sattel“ und radelt zum Kranken. Der Zustand hat sich bedenklich verschlimmert und der Bruder hält es für geraten, nochmals dem Alten die elementarsten Glaubenswahrheiten wiederholend, die hl. Taufe zu spenden und fährt dann getrost nach Hause. Nach Verlauf von einer Stunde klopft ein Bote und meldet, daß der Greis soeben gestorben sei.

Es ist schon längst dunkel geworden, als ein Mann den Tod einer vor zwei Tagen getauften, alten Frau anzeigt. Mittags ist sie gestorben und um zehn Uhr in der Nacht wollen die Verwandten sie bestatten. Alsbald bringt das Rad den Missionar zu der ziemlich entfernt gelegenen Hütte, worin die Leiche auf der Matte ruht. Ein Eingeborener geht mit Picke und Schaufel zu einem Grundstück der Verstorbenen, das eine halbe Stunde weit dem Innern der Insel zu gelegen ist, während ein anderer den Leichnam in Matten wickelt und schnürt. Im Dunkel der Nacht wird die Leiche geräuschlos durch einige Frauen zum Begräbnisplatz getragen und der Missionar folgt in einiger Entfernung. Am Ziele angelangt, findet man den Eingeborenen noch beim Grabauswerfen. Es wird ein Weilchen gewartet, bis schließlich die Leiche in ein enges, etwa 2½ Fuß tiefes Grab unter den kirchlichen Zeremonien hinabgelassen wird. Sobald die Leiche eingesegnet und das Schlußgebet vollendet ist, scharren sämtliche Anwesende, meist mit ihren Händen, das Grab zu und streuen einige Steine darauf, damit der Begräbnisplatz den umherirrenden Schweinen nicht erkennbar sei. Der Missionar kehrt dann zur Hütte der Verstorbenen zurück und radelt bei Mondenschein, mit frommen Gedanken über den Tod beschäftigt, nach Hause.

An den Wochentagen, während Pater Gründl auf der Hauptstation Arubo, im Norden der Insel, Unterricht erteilt, radelt Bruder Kallixtus zum Süden, wo bereits eine muntere Kinderschar in der Schule seiner wartet. Steht die

Sonne beinahe in ihrer Mittagshöhe, so erreicht der Lehrer per Rad die Station, entweder auf direktem Wege, oder wenn noch Kranke auf der östlichen Seite der Insel zu verpflegen sind, auf indirektem.

Aus dem Gesagten werden vielleicht einige Leser und Leserinnen der Monatshefte schließen, dass die Missionare auf der Insel Nauru die noblen Herren spielen und die durch die Wohltäter mühsam gesammelten Gelder durch Ankauf von Fahrrädern vergeuden. Dem ist nun doch nicht so.

Vor allem muß wohl in Erwägung gezogen werden, daß das Radfahren unter dem Äquator, namentlich in der Mittagsglut, wenn der Thermometer 34°C im Schatten anzeigt, nicht gerade zum Sport gehört. Wie mancher Schweißtropfen wird da vergossen! Jedenfalls aber leistet ein Rad bessere Dienste als ein edler Renner, der bei der vorherrschenden Dürre kein grünes Hälmlchen finden und mithin vor Schwäche den Reiter nicht tragen würde. Ein Fahrrad verdoppelt, ja verdreifacht die Leistungsfähigkeit des Missionars. Anstatt drei und eine halbe Stunde zur Umkreisung der Insel zu gebrauchen, ermöglicht das Fahrrad es, dieselbe Strecke in einer Stunde zurückzulegen, in jeder Seelenangelegenheit, ohne erschöpfende Fußtour, schnell zur Stelle zu sein und jede kostbare Minute auszunützen. Übrigens gehörte, bevor im Monat Februar der schöne breite Fußweg angelegt war, schon große Kunst dazu, auf dem kaum einen Fuß breiten Pfade sich durch elegantes Balancieren an den dicht am Pfade stehenden Palmen vorbeizuschwingen und den vielen Krümmungen zu folgen, ohne mit dem Rade oder Körper anzustoßen.

Die Arbeit, welche der hochw. Pater Gründl seit $1\frac{1}{2}$ Jahren und mit ihm Bruder Kallixtus seit 8 Monaten auf der Insel Nauru geleistet haben, ist eine ganz bedeutende. Wenn man berechnet, daß seit etlichen Jahren dort schon

ein deutsch-amerikanischer Missionar mit Feuereifer einflußreich tätig war, daß unter den Eingeborenen die ärgsten Vorurteile gegen die katholischen Missionare und die katholische Kirche mit ihren mittelalterlichen Schrecken herrschten, daß die Anhänger der methodistischen Boston-Mission sich über unsere Anhänger stolz erhoben – muß es einen wundern, daß unsere Mission gegen Ende März über 500 Adepten zählte und bereits über 100 Eingeborene die hl. Taufe erhalten haben. 96 von diesen Getauften sind Kinder. Es war mir vergönnt, deren 24 während meiner Anwesenheit auf Nauru zu taufen. Die Eingeborenen hatten für diese Gelegenheit ein großartiges Festessen veranstaltet. Unter den Palmen lagen mindestens 50 auf dem Steinherd gebratene Schweine, Tausende von Fischen und Schiffszwiebacken, ein ganzer Berg Pandanusfrüchte und sonstige Speisen: genug für die ganze Bevölkerung der Insel.

Mehr als die äußere, imponierte die religiöse Feier. Obwohl alle Erwachsenen noch heidnisch, wohnten sie doch lautlos der Tauffeier bei und beteten während der hl. Messe einige Gebete in der Nauru-Sprache.

Die Eingeborenen gewinnen unsere Mission immer mehr lieb und bewundern vor allem die selbstlose Weise der Krankenpflege. Es regt sich mächtig unter der ganzen Bevölkerung, so daß die Missionare weitere Erfolge erhoffen dürfen.

Die ziemlich isoliert gelegene Insel Nauru steht durch den Dampfer der Jaluit-Gesellschaft und deren Schoner mit der Außenwelt in Verbindung. Verschiedene Angelegenheiten hatten mich veranlaßt, mit dem beschädigten Dampfer „Oceana“ nach Nauru zu fahren. Die „Oceana“ war wohl nicht wiederzuerwarten, aber es herrschte in Jaluit die begründete Ansicht, daß die Jaluit-Gesellschaft einen andern Dampfer oder ein Segelschiff chartern würde, um sowohl Proviant als auch die Post nach den Inseln zu befördern.

Ein Monat war bereits auf Nauru verstrichen. Nach Mutmaßungen der ratenden Weißen mußte der 12. Februar der früheste Termin sein, an dem ein Schiff von Sydney eintreffen konnte. Es wurde daher bestimmt, daß ein Eingeborener sich mit einem Rade zur östlichen Seite der Insel begeben solle, um den am fernen Horizont auftauchenden Dampfer sofort zu melden. Der Eingeborene war kaum zur Stelle, als eine alte Frau ihm mitteilte, daß der Dampfer bereits im Norden der Insel herumgefahren sei. In aller Hast radelt der junge Mann zurück und meldet allen auf der Strecke wohnenden Weißen, der Dampfer sei in Sicht. Sofort packte ich meine Bücher, Schreibsachen und Kleider ein, um zum Süden der Insel zu gehen, wo der Dampfer kurze Zeit anhält, Post und Passagiere aufzunehmen. Eine Schwester eilt mit zwei Mädchen aus unserm Pensionat in Jaluit, die den Schwestern ungefähr ein Jahr lang geholfen und nun in ihre Heimat zurückkehren, ebenfalls fort. Unterwegs werden Abschiedsgrüße gewechselt und viele Eingeborene versammeln sich am Strand. Auf dem Dampfer muß ja die Karawane der anfangs Dezember von Hiltrup abgereisten Missionare und Missionsschwestern sein, und die Eingeborenen sind neugierig auf Pater Kayser und eine Schwester, die in Nauru aussteigen werden. Eine Stunde vergeht. Die Träger sind mit dem Gepäck schon längst an Ort und Stelle; der Dampfer aber will nicht auftauchen. Des Wartens endlich müde, wird ein Eingeborener zum Osten der Insel gesandt, der nun mitteilt, es sei überhaupt kein Dampfer da gewesen; der Rauch, den die Alte aus einem Schiffsschlot kommend erkannt haben wollte, sei eine beim Felsensprengen aufsteigende Rauchsäule gewesen.

Gegen Ende des Monats Februar wird eine Barke gemeldet. Man kann zwar noch nicht erkennen, ob Schwestern an Bord sind; aber es ist bestimmt ein Dreimaster, der direkt auf die Insel lossteuert. Man bereitet sich zur Abfahrt vor, aber leider, als die Barke der Insel ganz nahe ist,

steht sie zum Norden und verschwindet am Horizonte, wahrscheinlich um ihre Fahrt nach China fortzusetzen.

Wieder vergehen drei Wochen. Da kommt aus der Richtung Nord-Ost ein Dampfer, der auf unsere Missionsstation zufährt. Das wird ein Dampfer sein, der von Jaluit kommt, um Proviant und Post zu bringen und wahrscheinlich werden auch die erwarteten Missionare an Bord sein.

Der Dampfer geht östlich herum, während sich die Europäer im Süden versammeln. Jetzt schlägt die Erlösungsstunde von Entbehrungen, denn den Händlern waren verschiedene Sachen zur Neige gegangen. Jetzt wird man wieder an Bord ein gutes Glas Bier trinken können, anstatt des Palmweines und des Wassers. Wir warten und warten; aber der Dampfer fährt, von Japan kommend, nach Blaneb (Ozean-Insel) weiter, ohne uns auch nur einen Gruß zu entbieten. Es war gerade, als ob die Kapitäne uns ärgern wollten; sie wußten aber nichts von unserer Bedrängnis. Eine schlimme Sache für die Händler und Eingeborenen auf Nauru war es, daß der Tabak, der vorzüglichste Handelsartikel, ausgegangen war. Auf unserer Station lagen noch einige Stangen. Klagend kamen die Eingeborenen und baten um ein winziges Stückchen. „Hab Mitleid mit mir, ich bin krank und meine Nase riecht übel!“ Wie funkelten ihm die Augen vor Freude, wenn ein Stückchen Tabak zum Vorschein kam, worin der Eingeborene, nach Naurusitte, noch mit anderen teilen mußte. Einem Händler wurden 9 Hühnereier für ein Stückchen Tabak angeboten; ja, als nichts mehr vorhanden war, machte ein Eingeborener einem anderen Händler das Angebot, ihm für sein gut angerauchtes Tonpfeifchen ein Schwein zu geben. Er wollte das Pfeifchen zerstampfen und rauchen, um doch in etwa Tabakgeschmack zu haben.

Endlich, am hl. Karfreitage, trifft ein Schoner der Jaluit-Gesellschaft von Jaluit ein. Es ist etwas Proviant an

Bord. Da aber selbst in Jaluit kein Schiff von Sydney angekommen war, so konnten von der Mission aus keine Eßwaren mitgesandt werden. Nur Konservenfleisch und Reis waren zu erhalten.

Daraus können die lieben Leser deutlich ersehen, daß es gut ist, wenn unsere Börse gegen Ende des Jahres noch etwas erübrigt, um größere Einkäufe zu erlauben, die in Anbetracht der mangelhaften Schiffsverladungen für etliche Monate ausreichen.

Wie dem auch sei, Nauru gedeiht, wenn auch unter Mühen und Entbehrungen. Mögen darum unsere lieben Wohltäter auch fernerhin der Insel Nauru und aller Marshall-Inseln gedenken.

Notiz.

Der Dampfer der Jaluit-Gesellschaft „Oceana“, mit welchem die anfangs Dezember abgereisten Missionare und Schwestern nach Jaluit fahren sollten, hat am 23. Dezember starke Havarie erlitten. Am genannten Tage, gegen 8 Uhr abends, erreichte der Dampfer, von Kusain (Karolinen) kommend, die südwestliche Küste des Jaluit-Atolls. Ein furchtbarer Regen strömte vom Himmel und eine tiefe Dunkelheit herrschte. Der Kapitän und der erste Schiffsoffizier wachten auf der Kommandobrücke; zwei Eingeborene, deren Augen geübt sind, ins Dunkel hineinzuspähen, standen am Bug. Als Land gesichtet und das Rauschen der Brandung vernommen wurde, lief der Dampfer auch schon aufs Riff. Es wurden Raketen abgeschossen, um die Weißen auf der 7 Meilen entfernten Insel Jabwor von dem Unglück zu benachrichtigen. Verschiedene Eingeborene sahen die abgegebenen Signale, aber keinem fiel es ein, einen Weißen davon in Kenntnis zu setzen. Die Nacht hindurch versuchte der Kapitän alles, um wieder frei zu kommen, allein alle Anstrengungen waren vergebens. Mit jeder neuen Brandungswelle wurde der Dampfer auf die Seite geworfen und stieß gegen das

Riff, eine Erschütterung, die nur denen völlig einleuchtet, die mit der Wucht der Brandungswellen bekannt sind und ein Stranden mitgemacht haben. Da Stoß auf Stoß folgte, und auch schon Schäden im Maschinenraum sich bemerkbar machten, war die Hoffnung auf ein Abkommen vom Riff nur mehr sehr gering. Die Passagiere waren bereits mit vieler Gefahr an das Land befördert worden. Gegen 4 Uhr morgens brachte endlich ein Bote die Nachricht zur Insel Jabwor. Da entstand großes Lärmen, Hin- und Herrufen! Die Arbeiter der Jaluit-Gesellschaft wurden aufgeweckt und es ruderten alsbald einige Boote der Unglücksstätte zu. Beinah am Ziele angelangt, sahen sie die „Oceana“ auf der Südseite vorbeidampfen. Schleunigst machten sie kehrt und ca. zwei Stunden nach Ankunft des Dampfers erreichten auch die Boote wieder den Hafen Jabwors. Der Dampfer war, dank der starken Konstruktion, durch die Tüchtigkeit des Kapitäns glücklich wieder abgekommen, jedoch drang ziemlich viel Wasser ein. Die ganze Ladung wurde unbeschädigt gelöscht. Wie man glaubt, wird der Dampfer mehrere Wochen, Reparatur halber, ins Dock müssen. Die Fahrt zwischen Sydney und Hongkong wird er wohl nicht mehr machen können. Die Missionare und Schwestern, welche nach ursprünglichem Beschlusse über Hongkong nach Jaluit fahren sollten, dürfen froh sein, einen Dampfer überschlagen zu haben, denn sie würden auf der ganzen Reise von Hongkong nach Jaluit stürmisches Wetter und hohe See gehabt und zuletzt, kurz vor dem Ziele, das Auflaufen der „Oceana“ aufs Riff miterlebt haben. Wie wäre es da den Seekranken ergangen!

Eine Irrfahrt auf dem Meere

Kaum war die Schwarz-weiß-rote Flagge gehißt, da hieß es, das Haus des Händlers verlassen und an Bord des Häuptlings-Schoners fahren. Meiner Vereinbarung mit dem Häuptling Lakajimi gemäß, sollen sich nämlich zu dieser Stunde alle eingeborenen Passagiere an Bord befinden, so daß unverzüglich der Anker gelichtet werden kann und es heißen darf: Frisch auf zur fröhlichen Fahrt von Ebon nach dem Atoll Ailinglablab!

Doch die Flagge trägt. Die Eingeborenen arbeiten mit ihrem gewöhnlichen Schlendrian. Das Boot muß nämlich noch einmal an Land fahren. Daß bei dieser Gelegenheit die Insulaner mit den scheidenden Matrosen noch manches Wort wechseln und langsam und gemächlich einige Früchte ins Boot schaffen, darf man ihnen nicht verübeln, wenn auch Zeitverlust damit verbunden ist. Das Boot kehrt zurück; aber da kommen noch aus verschiedenen Richtungen Kanoes herangefahren, dem Häuptlinge Proviant zu bringen. Je mehr, desto besser für die Eingeborenen! Unter den Fahrzeugen befindet sich eines mit Extraspeisen für den Häuptling. Dieser freut sich sichtlich, fährt mit der flachen Hand schmatzend vor den Mund her und betrachtet die Ladung des Schiffes, als: große Pandanusfrüchte, dicke Kokosnüsse, schwere Taros, Brotfrüchte, etliche Bündel Bananen und als Prachtstück ein auf Steinen gebratenes Schwein, dessen Schwarte in der strahlenden Sonne geradezu verlockend glänzt. Alles wird in den Raum geschafft, und allmählich hebt sich der Anker. Bei günstiger Brise fährt das Schiff durch die engen Riffe in die offene See hinaus. Da plötzlich stoppt es. Der Häuptling, ohne ein Wort zu sagen, besteigt ein Boot und läßt sich an Land rudern, um dem an der Durchfahrt wohnenden Händler seine Schulden in der Höhe von 4 Mark zu bezahlen. Nach einer Stunde kehrt er zurück,

und so kann das Schiff dann endlich auf Ailinglablab lossteuern.

Es ist Donnerstag Nachmittag. Das Wetter ist herrlich, aber leider läßt der Wind nach und legt sich. Schon kann man voraussehen, daß die 150 Seemeilen nicht in einem Tage wie gehofft, zurückgelegt werden können. Da jedoch die zehn auf der Insel Ebon verlebten Tage äußerst anstrengende Sprachstudien mit sich gebracht hatten, kann es mir auf einen Tag früher oder später nicht ankommen, wenn nur der Anschluß an einen andern Häuptlingsschoner, der in diesen Tagen von Ligieb nach Ailinglablab fährt, nicht verfehlt wird, denn sonst wird meine Reise zwecklos und die Rückreise nach Jaluit vielleicht erst nach einigen Wochen möglich.

Unser Fahrzeug ist ein kleiner, flotter Schoner, Eigentum des Häuptlings Lailang. Die Kajüte und die beiden Kabinen sind wenig geräumig. Die Zierde der Häuptlingskabine, die mir zur Verfügung gestellt wird, bildet das Bett, auf dem zwei Matten liegen und ein Kopfkissen, dessen Überzug ehemals einen weißen Untergrund gehabt haben mag. Ein viereckiger Tisch füllt die Kajüte ziemlich aus, besonders da auf beiden Seiten Koffer und Mattenbündel aufgestapelt liegen. Neben dem Eingange stehen eine Dose Petroleum, eine Dose Schiffsbiskuits und eine Dose Zucker. An der Wand hängen drei Bananenbündel; über den Tisch ist eine Leine gespannt, die bei Regenwetter Kleidungsstücke in verschiedenen Formen zum Trocknen aufnimmt, wohl um den Petroleumgeruch zu verbessern und den Appetit der am Tisch Speisenden zu stählen.

An Bord befinden sich zehn eingeborene Männer, fünf Frauen, zwei Mädchen, ein Knabe und zwei Säuglinge; außer mir kein Weißer. Der Häuptling Lakajimi, Bruder des Oberhäuptlings Kabua, soll ein feiner Knabe gewesen sein, ja sogar ein Stutzer, an dessen Bastuschurz kein Streifchen verkehrt sitzen durfte. Mit dem Verlauf der Glanz-

und Liebesjahre scheint jedoch die Schönheit geschwunden und leider mit ihr das Bedürfnis nach Ordnungsliebe. Er ist ein kräftig gebauter Mann; seine Gesichtszüge weichen erheblich von denen der anderen Marshall-Eingeborenen ab: er gleicht vielmehr einem Neger. Sein Gesicht ist feist, stark gefurcht und von schwärzlicher Hautfarbe; die Haare sind gekräuselt; am Kinn sprossen sporadisch einige Stoppeln. Die weitgeflügelte Nase harmoniert vortrefflich mit den Ohren, um die ihn kein Mensch beneiden möchte. Die Ohrmuscheln sind nämlich gewaltig gedunsen und überdies noch dadurch entstellt, daß die Ohrfläppchen durchbohrt und etliche Zentimeter langgezogen sind. Dazu kommt noch eine Hautkrankheit, die ihm wenig, seinen Frauen noch weniger angenehm zu sein scheint. Tag und Nacht müssen sie ihn nämlich mit Öl einreiben. Dieser vielgeplagte, aber herzensgute Mann ist der Kapitän. Man stelle sich diese reizende Persönlichkeit vor, wie er mit Zirkel und Parallele auf der Karte den Kurs absetzt. Gewandter Seefahrer ist er nicht, weshalb ihm sein Bruder einen erfahrenen Mann mitgegeben hat, der schon seit dreißig Jahren auf See gefahren und niemals unglückliche Fahrten gekannt hat. Dieser, an der Neige der besten Jahre stehende Mann, dem Äußern nach ein verwitterter Köhler, leitet das Schiff nach Ahnen Brauch, nur nach Beobachtung der Dünungen und Sterne. Da er jedoch ein gewöhnlicher Untertan ist, darf er dem Häuptlinge nicht vorreden, und erst wenn der Häuptling fehl gefahren ist, muß er das Schiff wieder auf den richtigen Weg bringen.

Der Häuptling Lakajimi führt das Schiff, auf dem ich mich befinde, und wacht genau auf das Wetter. Samstag Abend überzieht sich der Himmel mit pechschwarzen Wolken und die ganze Nacht hindurch fällt ein strömender Regen. Das Schiff schaukelt ganz gewaltig, der Regen plätschert von der Küche herunter, die Matrosen lärmen die ganze Nacht, an Ruhe ist nicht zu denken. Erst gegen

Morgen hört es auf zu regnen und eine steife Brise setzt ein. Die Gemüter sind froh und vergnügt; bei einer solchen Brise schießt der Schoner durch die Wellen und heute noch muß Ailinglablab in Sicht kommen. Bereits um 9 Uhr morgens klettert ein Matrose auf den Mast und meldet, nicht Land, sondern ein Schiff, das in gerader Richtung auf uns lossteuert. Das kann nur der oben erwähnte Häuptlings-Schoner sein, der von Ailinglablab nach Jaluit fährt, und mithin kommen wir, dank der Stillen, nicht früh genug am Ziele an. Es bleibt mir nichts übrig, als meine Siebensachen einzupacken und an Bord des andern Schoners nach Jaluit zu fahren oder den Häuptling zu veranlassen, nach Ailinglablab zurückzukehren. Die Schiffe nähern einander auf 80 Meter und es entsteht folgendes Gespräch bei brausendem Winde:

„Wo kommt ihr her?“

„Von Ligieb!“

„Seid ihr in Ailinglablab gewesen?“

„Nein, wir suchen es.“

„Wann seid ihr von Ligieb abgefahren?“

„Vor zwei Tagen, aber leider waren Stillen.“

Wir wundern uns und spötteln über den armen Häuptling, der offenbar, die östliche, starke Strömung nicht berechnend, an Ailinglablab vorbeigefahren ist. Ganz getreu folgt er denn auch unserm Schiffe, bis er endlich nach N.W. steuert. Unser Häuptling richtet den Kurs weiter nach Norden, bis gegen Dunkelwerden auch er N.W. anlegt. Die ganze Nacht weht der Wind, aber bei Tagesanbruch ist kein Land zu sehen und das andere Schiff außer Sicht. Es wird Stille. Erst Dienstag Mittag setzt eine gute Brise ein. Wir fahren und fahren; die Insel will nicht am Horizont auftauchen. Es wird Mittwoch, es wird Donnerstag; die Insel zeigt sich nicht. Wir sind irrefahren, und wo mögen wir auf dem weiten Ozean sein? Die Stimmung wird eine etwas gedrückte; vor allem aber fürchtet sich der verantwortliche Häuptling. Was soll aus

uns werden? Die Provisionen gehen zur Neige. Das Schwein war in zwei Tagen verspeist worden. Auf den Tisch kamen nur mehr noch Reis und Taros; die Biskuits sind zu Ende; Brot ist keins an Bord; Zucker erübrigen nur noch wenige Pfund. Die Matrosen müssen sich mit faden Taros begnügen; Mittagessen gibt's nicht mehr, nur morgens und abends werden Reis und Taros aufgetischt. Nichtsdestoweniger leistet der eingeborene Schiffskoch Großartiges, denn auf meine Frage, was er überhaupt zu kochen verstehe, meinte er: „Reis“, und als ich weiter fragte, antwortete er etwas verlegen, aber seiner Kunst bewußt: „Wasser“. Oftmals frug mich der Häuptling, ob wir wohl wieder Land sehen würden. Ich tröstete ihn, und er bewunderte die Ruhe, mit der ich die Marshallsprache weiterstudierte. Tagsüber und abends bis spät in die Nacht hinein unterhielt ich mich mit den Eingeborenen und schrieb neue Wörter auf. An ein Schlafen in der dumpfen Kabine war gar nicht zu denken, denn dort hausten eine unzählige Menge Kakerlaken. Als ich mich am ersten Abend zur Ruhe gelegt hatte, wachte ich plötzlich nach einer Stunde wieder auf. Eine ganze Schar Kakerlaken nagte an meinen Füßen, flüchtete aber, als ich sie einzeln mit Streichhölzern verfolgte. Wenn mich der Regen nötigte, in der Kabine zu ruhen, so war meine erste Fürsorge, Streichhölzchen um Streichhölzchen anzuzünden und den unangenehmen, übelriechenden Schmarotzern die Flamme verspüren zu lassen. Bei gutem Wetter war es entschieden vorzuziehen, eine Matte an Deck zu legen und auf den harten Brettern zu schlafen; ein Moskitonetz ersetzte wenigstens einigermaßen die fehlende Bettdecke.

Seit zwei Tagen hatte der Kapitän das Kommando dem alten Seefahrer übertragen, aber tatsächlich führte es noch, vor lauter Angst, der Häuptling. Das schien dem Alten nicht zu gefallen. Wir mußten in der Nähe von Land sein, da wir seit drei Tagen mehrmals Vögel sahen,

die nicht sehr weit auf die See hinausfliegen. Aber in welcher Himmelsrichtung liegt denn das Land?

Donnerstag Mittag legt sich der Wind wieder, und es beginnt ziemlich stark zu regnen. Da kommt eine große Schar Bonitofische herangezogen; etliche schnellen fußhoch aus dem Wasser hervor. Die Matrosen holen schleunigst ihre Perlmutterangeln und angeln am Bug. Das Glück begünstigt sie, und im Verlauf von einer Stunde liegen 16 große Fische auf dem Deck. Allsogleich zerteilen die Matrosen einige Fische und verschlingen mit Wohlbehagen manche Stücke roh. Bis zum Abend wird Fisch gekocht. Zwei Tage lang kann jeder nach Herzenslust essen.

In der Nacht von Donnerstag auf Freitag setzt eine schöne Brise ein, und das Schiff segelt nordwärts. Sobald es tagt, steigt wiederum ein Matrose auf den Mast, um nach Land auszuspähen. Doch kein Land ist zu sehen, weder im Norden noch im Süden, weder im Westen noch im Osten; überall am Horizont das weite, große Meer. Der Häuptling kommt öfters zu mir und fleht, doch zum Herrgott zu beten, daß wir schließlich Land finden möchten. Tränen standen ihm dabei in den Augen.

Ich ziehe mich in meine Kabine zurück und lerne in meinem Wörterbuche weiter. Der Häuptling fühlt das Bedürfnis, in der gegenüberliegenden Kabine etwas zu schlummern. Kummer und Besorgnis erlauben ihm jedoch nicht, zu ruhen. Melancholisch schaut er, auf dem Bette ausgestreckt, zur Decke hinauf. Da erschallt plötzlich von der Mastspitze herab der Ruf: „Ēne, ēne, Land, Land!“ Der Häuptling schnellt auf, stürzt wie irrsinnig in meine Kabine hinein, ruft mir die Freudenbotschaft zu, stiert mich mit seinen schwarzen Augen einige Augenblicke wild an, und hält mich eine geraume Zeitlang in seinen Armen umschlossen. Dann eilt er vor Jubel an Deck und fragt, wo Land zu sehen sei. Eine ganz kleine Insel liegt nordöstlich vor uns. Welche Insel ist es? Eine kleine

Insel des Erigub-Atolls. Wir befinden uns demnach zirka 100 Seemeilen N.O. vor Ailinglablab.

Alle jauchzen auf, denn nun wird die Irrfahrt ein Ende genommen haben. Da Erigub unbewohnte Inseln sind, beschließt der Häuptling, erst nach dem 50 Seemeilen entfernten Atoll Ligieb zu fahren, um dort Provisionen einzukaufen. Als wir Samstag Mittag dort anlangten, waren die Weißen sehr erstaunt; die Matrosen verrieten jedoch nichts von unserer Irrfahrt, sondern gaben, um die Ehre ihres Häuptlings zu retten, nur Stillen und starke östliche Strömung an.

Der Sonntag wurde auf der Insel verbracht. Erst am Montag Morgen fuhren wir nach Ailinglablab. Aus Vorsicht hatte ich in Ligieb einen Sextanten mitgenommen, um nach der Sonnenhöhe wenigstens die Breite feststellen zu können, auf welcher wir uns befinden. Die 140 Seemeilen legten wir in einem Tage zurück.

Nun waren wir gespannt, Nachrichten über den andern Häuptlings-Schoner zu vernehmen. Meine Befürchtung während der Irrfahrt war nämlich, der andere Schoner werde am Tag nach unserem Zusammentreffen auf See die ersehnte Insel gefunden und vielleicht gegen Ende der Woche die Fahrt nach Jaluit angetreten haben, wo die Nachricht über unser Ausbleiben gerechte Beängstigungen erweckt haben würde. Stillen und Strömung und wohl die Hand des Steuermanns hatten den Schoner nach dem Atoll Mejeru versetzt, und erst vier Tage vor uns erreichte er Ailinglablab.

Da der Schoner vor unserer Ankunft nach einem nördlichen Atoll abgefahren war, bat ich den Häuptling Lakajimi, mich durch den alten Seefahrer nach Jaluit zurückzubringen, und nach zwei Tagen erreichte ich mein Heim mit dem festen Vorsatze, nie wieder auf einem Häuptlings-Schoner zu fahren, oder wenn durchaus notwendig, nur mit nautischen Tafeln, einem Sextanten und einem Chronometer.

Ein Taifun auf Jaluit²

Das Herz Jesu-Fest 1905 war für die Marshall-Inseln ein verhängnisvoller Tag, ein Tag der Verwüstung durch Sturm und Wellen. Die Verheerung unserer kleinen, niedrigen Insel zu schildern, ist wohl unmöglich: der Geist traut kaum dem dem Auge sich darbietenden Schreckensbilde.

Am Morgen des 30. Juni war das Wetter ganz normal. Es herrschte eine frische Brise. Gegen Mittag fingen die Brandungswellen an, stärker zu werden, und bespülten die Strandwege der Seeseite, was alljährlich im Januar und Februar zur Zeit des Nordost-Passates geschieht und somit noch nicht auffällig war. Allmählich jedoch drangen die Wellen weiter und wuschen die Korallensteine fort, an denen sich sonst die Macht der See bricht. Gegen 4½ Uhr erhoben plötzlich einige Eingeborene einen Angstschrei. Eine haushohe Welle, einer Mauer gleich, zieht auf dem Meere heran, direkt aufs Land zu. Das Schwesternhaus erhält den wuchtigen Anprall. Drei Wände werden eingedrückt, Schwestern und Mädchen fortgeschwemmt. Die Welle reißt die Wasserbehälter, das Waschhaus und die Küche, dann sämtliche Sträucher um und dringt nach unserem Wohnhause vor. Verschiedene Knaben werden kopfüber, kopfunter fortgezogen, Bruder Zimmer wird ein Bein glatt durchgeschlagen, Bruder Neumann hat gerade noch Zeit, ein Faß zu ergreifen und, darauf schwimmend, einem zentnerschweren Steinblock zu entweichen. Während nun die herangeschwemmten Knaben und Mädchen sich aufs erste Stockwerk unseres Hauses begeben, dringen Pater Schmitz und einige ältere Knaben zum Schwesternhause vor. Sie retten die schon besinnungslos im Wasser liegende Schwester Oberin und einen kleinen Knaben, dessen Köpfchen gerade aus dem Wasser hervortaucht. Inzwischen dringen immer neue Wellen heran. Auch unser Wohnhaus scheint keinen genügenden Schutz

zu bieten, weshalb sich alle durch die Fluten hindurch zu dem an der Laguneseite gelegenen und auf festen Zementpfeilern gebauten Lagerhause der Jaluit-Gesellschaft begeben. Ich rette noch einige wertvolle Papiere aus meinem Zimmer, in dem schon 2 Fuß hoch Wasser steht, und begeben mich zu den andern zurück. Beinahe alle Weißen, wie auch viele Eingeborene befinden sich im Lagerhaus versammelt.

Beim Dunkeln setzt der Sturm ein, die Wellen steigen beständig. Niemand kann das Haus verlassen, in dem er sich befindet. Das Barometer fällt fortwährend, und im selben Verhältnis wächst die Kraft des Orkans. Das Wellblech löst sich von einigen Dächern und fliegt durch die Luft. Bäume stürzen krachend zu Boden. Es wird Zeit, sich auf den Tod vorzubereiten. Die Kinder beichten, die Schwestern legen bedingungsweise die ewigen Gelübde ab; man verabschiedet sich von einander, denn die Todesstunde kann nicht mehr ferne sein. Eine rührende Szene. Plötzlich kracht es gewaltig neben dem Lagerhaus, der eiserne hohe Flaggenmast schlägt neben dem Hause in den Boden, die Frontseite des Lagerhauses stürzt zusammen, der ganze Fußboden zittert. Eine Panik geht durch den Raum.

Die unaufhörlich zuckenden Blitze beleuchten nun eine hohe Welle, die sich verschiedentlich brechend heranwältzt. Wird sie uns mitnehmen? Da steigt das Barometer um eine Kleinigkeit, aber auch mit ihm unsere Hoffnung. Noch zwei Stunden hindurch wütet der Sturm fort, so daß noch kein Mensch sich hinauswagen darf. Um Mitternacht begeben mich mit Pater Schmitz und Bruder Egbers nach unserem Wohnhause. Es ist kaum möglich, einen Weg zu finden. Kunterbunt durcheinander liegen Bäume, Sträucher, Wellblech, Kanoes, Latten, Bretter usw. usw. Wir gelangen zur Kapelle. Sie ist ein Trümmerhaufen. Dann geht es weiter zu unserem Wohnhaus. Es steht, aber der Dachstuhl ist aus den Fugen, ein großer

Teil des Wellbleches abgehoben. Zum Schwesternhaus können wir nicht gelangen und kehren zum Lagerhaus der Jaluitgesellschaft zurück. Man streckt sich irgendwie hin, aber an Schlaf ist kaum zu denken. – Welch ein Trauerbild bietet die Insel bei Tagesanbruch. Die meisten Häuser sind ohne Dach, ganze Stockwerke abgeweht. Unsere Gebäulichkeiten haben, da nahe an der Seeseite gelegen, am meisten gelitten. Das Schwesternhaus sieht entsetzlich aus. Das obere Stockwerk und das Dach sind verschwunden, der untere Teil ist völlig zerstört, alle Pfosten stehen schief. Im Hause liegen dicke Riffblöcke, ein Trümmerhaufen von Brettern, worunter Kleider, Bänke, Tische und Stühle begraben liegen. Es muß vollständig abgerissen werden. Die Schreinerei ist zerstört, das Proviantlager teilweise abgedeckt, ebenfalls die Küche. Genug, wir haben nur ein Wohnhaus behalten, in dem vorerst 70 Personen ihr Obdach finden müssen. In einigen Stunden ist die Arbeit mehrerer Jahre zerstört. – Wenn man den Verlust an Gebäulichkeiten, Proviant, Hauseinrichtungen, Kleidungsstücken, Küchensachen usw. usw. zusammenrechnet, so wird sich der Verlust auf 60-70 000 Mk. wenigstens belaufen: ein gewaltiger Schlag für unsere junge Mission. Hoffentlich werden sich unsere in der Not fromme Seelen erbarmen und ein Scherflein für die Mission nach Hiltrup senden. Wir alle flehen inständig um Hilfe und werden uns durch Gebet dankbar zeigen.

Ob andere Atolle vom Taifun mitgenommen, wissen wir nicht. Der Postdampfer „Germania“, mit dem ich gerade am Tage vor dem Unglück von Nauru zurückgekehrt war, hat sich, mit Volldampf gegen den Sturm arbeitend, im Hafen halten können, kam aber nicht zu den anderen Inseln der Marshall-Gruppe, da er nach Ponape weiter fahren muß. Zwei Häuptlingsschoner wurden auf den Strand gesetzt. Ob der Schoner „Aeolus“ noch existiert, ist noch unbekannt. Möglicherweise haben wir also lange keinen Verkehr mit den anderen Inseln.

Auf unserer Insel ist nur eine Frau durch ein Stück Wellblech getötet. Zwei Inseln des Jaluit-Atolls sind vollständig weggewaschen. Über 70 Eingeborene, meistens Kinder, haben teils in den Wellen, teils durch fallende Bäume den Tod gefunden.

Ein Blick auf Jaluit nach dem Orkan

Die mit der letzten Post gemachte Mitteilung über den Orkan, der uns Ende Juni heimgesucht hat, bedarf noch einer Ergänzung, um den Freunden und Gönnern unserer Mission ein Bild von der Verwüstung zu geben, die auf Jaluit und den übrigen Marshall-Inseln angerichtet worden ist. Selbst wer heftige Stürme erlebt und deren Macht kennen gelernt hat, ahnt kaum die Größe des im Verein mit dem Meer verübten Vernichtungswerkes, zumal da es sich um niedrige Inseln handelt, die dem Wellenanprall keine bedeutende Wehr leisten. In weniger denn einer Minute von Strand zu Strand rollend, reißt die Welle mit sich fort, was nicht widerstandsfähig genug ist und entzieht den sicheren Boden den Füßen. Wind und Welle zugleich drohen Tod und Verderben.

Wie aus der nachstehenden Karte ersichtlich, ist die von den Weißen bewohnte Spitze der Insel Jaluit (Jabwor genannt) eine winzige Parzelle Land, die etwa 900m Länge auf 400m Breite mißt. Im Westen dehnt sich die Lagune aus, eine meistens ruhige Wasserfläche, zu der im Norden von Jabwor eine Einfahrt führt. Im Osten zieht ein ca. 100m breites, flaches Riff hin, an dessen Außenkante sich die Wellen brechen, die dann bis zum eigentlichen Land vordringen. Dort angelangt, zwingt sie ein 5 bis 6 Fuß hoher, natürlicher Steinwall, wieder zurückzuströmen. Das hinter dem Steinwall geborgene Land ragt höchstens 5, stellenweise nur 1 Fuß über den Meeresspiegel hinaus. Reißt eine hochgehende See das Steingeröll fort, so ist die Gefahr der Überschwemmung zur Zeit der Hochflut eine sehr große. Glücklicherweise sind Orkane hier selten. Der letzte herrschte im Jahre 1874, erreichte aber bei weitem nicht die Wucht der Sturmflut, die wir am Herz-Jesu-Feste erlebt haben.

Die meisten Gebäulichkeiten der Weißen sind aus Verkehrsrücksichten an der Lagunenseite errichtet, nur

die Wohnung des Arztes und unsere Missionsgebäude liegen an der Seeseite. Die Lage dieser Gebäude ist insofern eine günstige, als beinahe beständig Brise herrscht und wenige Moskitos vorkommen. Das Haus der Schwestern und Mädchen liegt unmittelbar am Strand: eine für herannahende Schiffe weithin sichtbare Ansteuerungsmarke.

Das seit einem Jahre bewohnte Schwesternhaus war sehr stark gebaut, mit vielen Querbalken, Armen und in Zement eingelassenen Fundamentbalken und Pfosten. Trotzdem hat es derartige Schäden erlitten, daß es vollständig niedergelegt werden muß, was um so mehr Arbeit verursachen wird, als sämtliche Balken und Pfosten mit Eisenbolzen verbunden sind. Das ganze Gebäude hat eine Seitenneigung von 2 Fuß. Der Dachstuhl ist stückweise abgehoben, das Wellblech von den Dachschrauben losgerissen und verbogen aufs Riff geschleudert worden. Einige sechszöllige Pfosten aus Hartholz sind glatt durchgebrochen worden. Unten im Hause hat die See furchtbar gewütet. Riffblöcke, die von fünfzehn Personen nicht gehoben werden konnten, lagen im letzten Zimmer unter den mannshoch aufgetürmten Brettern der inneren Wände. Dazwischen Sträucher, Korallensteine, Bücher, Bänke, Tische, Stühle und Kleidungsstücke. Eine „Pororoca“-Sprungwelle an der Mündung des Amazonenstromes hätte mit ihrer 5m hohen, rapiden Wasserwoge kein tolereres Durcheinander schaffen können. Die ganze Hauswäsche, die Wäsche der Schwestern, Mädchen und Knaben wurde in den Schmutz geschwemmt. Die Kirchenwäsche der Kapuzinerpatres in Ponape, die einige Wochen vor uns im Taifun gewesen war, ging hier verloren. Die Mädchen mußten teilweise Kleider von Eingeborenen leihen und die Schwestern anstatt des Schleiers Tücher tragen und die improvisierten Südseebeduinen spielen. Die armen Schwestern sind zu bedauern, denn nachdem sie über ein Jahr in einem elenden Hause auf die Fertigstellung des Neubaues gewartet hatten, müssen sie nun wieder etliche

Monate in der Schule wohnen, bis ihr Wohnhaus wieder bezogen werden kann. Vor November kann kein neues Baumaterial aus St. Francisco und Sydney hier eintreffen. Um den Bau gegen etwaige fernere Übergriffe der See zu schützen, muß eine starke Mauer als Wellenbrecher gebaut werden, eine Vorrichtung, die zugleich eine Wasserzisterne abgeben soll, damit die kostspielige Anlage eine doppelt praktische werde.

Die Nebengebäude des Schwesternhauses sind fortgeschwemmt, in der Küche selbst ist der halbe Zementboden aufgerissen worden. Und das Küchenmobiliar? Die Köchin, Schwester Emilie, ist entsetzt über die zerschlagenen rostigen Herde, über die Töpfe, Teller, Gläser und Tassen in Scherben. Die vier großen Wasserbehälter sind vom Postament auf das Waschhaus gestürzt und haben mit ihm eine Wanderung angetreten. An unserm Wohnhaus war der dritte Teil des Wellblechs und die Hälfte der obern Veranda abgerissen, und es hätte nur noch kurze Zeit wehen brauchen, und der ganze Dachstuhl wäre fortgerissen worden. Der gute und äußerst fleißige Bruder Egbers, der, mit dem Dampfer „Germania“ von Nauru zurückgekehrt, einige Wochen von seinen anstrengenden Arbeiten ausruhen sollte, machte sich sofort mit Bruder Neumann an die Arbeit und reparierte in wenigen Tagen das Dach unseres Wohnhauses. Wo wäre sonst für 70 Personen ein trockenes Obdach gewesen, zumal nach dem Taifun starker Regen fiel?

Der Bruder Zimmermann sollte eigentlich nach seinen Ferien die kleine Kapelle auf unser Grundstück transportieren und dieselbe etwas vergrößern. Das Abbrechen der Kapelle an der Lagunenseite hat der Orkan besorgt, jedoch ohne auf das Erhaltenbleiben der einzelnen Teile zu achten. Der Schlafsaal der Knaben dient uns nun jeden Morgen als Notkapelle, in der wir natürlich das Allerheiligste nicht aufbewahren können. Der Holzaltar hat sehr von der Sturmflut gelitten. Durch das herabstürzende

Dach wurde das Tabernakel vom Altar geschleudert und blieb einige Stunden im Seewasser liegen. Der göttliche Heiland hat also persönlich unser Unglück miterlebt. Möge er, nachdem er unsere Angst und unseren Schrecken während des Orkans und unsere Schäden gesehen, die Herzen gütiger Personen bewegen, damit sie uns aus der gegenwärtigen Notlage wieder heraushelfen. Für ihn hatten wir gebaut, für ihn wollen wir gerne von neuem wieder aufbauen, wenn er uns nur die nötigen Gaben schenkt, deren uns jede willkommen ist. Gottes Wille sei gepriesen! Nachdem viele von uns, vor allem die Schwestern, während der Sturmflut Salzwasser genossen haben, läßt sich der Kelch der Prüfung leichter kosten. Es ist nur schade, daß die Tätigkeit der Missionare und der Missionsschwestern auf Jaluit für eine geraume Zeit lahmgelegt worden ist. Die Schule für die Eingeborenen sollte gerade eröffnet werden, als der Taifun selbst den Unterricht in den beiden Erziehungsanstalten unterbrach.

Wir wollen uns jetzt außerhalb der ehemaligen Umzäunung der Mission begeben, um den durch den Orkan angerichteten Schaden auf der Insel näher anzusehen. Wir wandeln teils unter Palmen, teils über Palmen, teils auf kreuz und quer mit Bäumen bedecktem Terrain. Mehrere Tage hindurch waren die Wege der Insel unpassierbar. Die Vegetation bietet auch heute noch einen traurigen Anblick. Die stehen gebliebenen Kokospalmen zeigen zerfetzte Wedel und neigen beinahe sämtlich nach Nord-Ost. Die Brotfrucht- und Schirmbäume haben ihren Laubschmuck verloren; es bleiben ihnen nur verstümmelte Äste, deren weiße Splisse gespensterhaft aussehen. Sämtliche Zierbäume und -sträucher im Garten der Jaluit-Gesellschaft liegen am Boden. Viele Kokospalmen hat der Orkan trotz der überaus großen Biagsamkeit der Stämme geknickt und die Wurzeln legen nun durch die von ihnen umklammerten Steinchen, Steine und Sandkörper ein unverkennbares Zeugnis von ihrer Anspruchslosigkeit an die

Bodenbeschaffenheit ab. An vielen Stellen der Insel, vor allem nach dem Strande zu, hat sich der Boden bedeutend verschlechtert, denn einerseits haben die mächtigen Flutwellen eine dicke Steinschicht aufgeworfen, andererseits das vom Boden aufsteigende Grundwasser, im Bunde mit dem abfließenden Seewasser, die gute Erde fortgespült. Das Unheil wäre noch bedeutender geworden, wenn der Taifun bei Hochflut eingetreten wäre: Jaluit würde nunmehr nur noch ein Trümmer- und Steinhaufen sein. Die bei abnehmender Flut auf das Land geschleuderten Steine waren hinreichend, um bei Abwesenheit von Unterbusch und Wärme absorbierendem Grün eine unerträgliche Tagesglut zu bewirken.

Seitdem der dichte Baumbestand von der Insel verschwunden ist, scheinen die verschiedenen Gebäulichkeiten der Weißen einander näher gerückt zu sein; wohl kein einziges Haus ist verschont geblieben. Und wenn an der Lagunenseite weniger durch die Wellen Schaden angerichtet wurde, so hat dort der von West und Süd-West wehende Orkan seine Vernichtungsmacht betätigt.

Die Wohnung des Arztes, das neue Operationszimmer und das am Taifuntage fertiggestellte Krankenhaus für Weiße wurden durch die erste Flutwelle weggerissen. Der auf seiner Veranda beschäftigte Arzt nahm die Welle frühzeitig genug wahr und konnte die Flucht ergreifen. Seine Wanduhr zeigte beim Herannahen der Welle $4\frac{3}{4}$ Uhr und „blieb von selber stehn“. Im Laufe des Unwetters zertrümmerten fünf Kokospalmen die mit den Pfosten weggeschleuderte Wohnung. Infolge der Zerstörung der Doktorwohnung und der Apotheke konnte dem Bruder Zimmer, dem die Welle das Bein oberhalb des Knöchels schräg durchgeschlagen hatte, erst nach zehn Tagen ein Gipsverband angelegt werden. Bis dahin mußte eine aus Zinkblech geschnittene und mit Watte ausgelegte Schiene als Notverband dienen.

Der an den Privatwohnungen der Herren der Jaluitgesellschaft angerichtete Schaden rührt hauptsächlich von den umgestürzten und herabfallenden Bäumen her. Vom Wind allein wurden der sehr geräumige Kopraschuppen und zwei unmittelbar daneben liegende Warenhäuser arg mitgenommen. Nicht unsere Augen, sondern auch unsere Ohren waren Zeugen davon, daß das Wellblech von den drei Lagern abgehoben wurde, denn jeden Augenblick hörten wir vom Verkaufshaus und vom Bureau aus, wie das Wellblech, vom Sturme getragen, gegen die Wände geschleudert wurde. Es war ein Glück, daß das von beinahe allen Weißen als sicherster Zufluchtsort ausgesuchte Verkaufshaus stehen blieb und nur am niedrigen Vorbau Schaden litt. Trotzdem flößte uns der Einsturz der Wand großen Schrecken ein.

Dieser Schrecken rührte nicht so sehr von dem Gefühl, als sei nun der Anfang zu weiterem Einbrechen gemacht, als vielmehr von einem weit schlimmeren Umstande her. Die mit der Wand fallende Lampe zerbrach und die Flamme zog sich dorthin, wo zwölf Kisten Petroleum standen. Ein Brand bei dem stets im Wachsen begriffenen Orkan wäre entsetzlich gewesen. Es konnte deshalb jedermann aufatmen, als gerade im kritischen Augenblick ein starker Windstoß kam und die Flamme auslöschte. Von den Fenstern des Bureaus aus hatte man Gelegenheit, beim ständigen Wetterleuchten und Blitzen die heranwälzenden Wellen zu beobachten. Gegen 9 Uhr abends kam die letzte riesenhohe Welle herangeschwemmt. Ein Schauer durchfuhr jeden, der sie sah. Sie zog vorüber und kurz darauf stieg das Barometer wieder.

Die den Lagerhäusern gegenüber gelegene Weft ist beinahe vollständig zerstört. Der Schaden der Handelsgesellschaft wird auf 300 000 Mk. geschätzt und betrifft, außer den Gebäulichkeiten, einen bedeutenden Posten verdorbener Waren.

Wenige Stunden haben genügt, um ein großes Kulturwerk zu vernichten. Was fleißige Hände geschaffen, ist ein Opfer der Wellen und des Orkans geworden. Mit Mut und Mitteln läßt sich das Unheil wieder gutmachen. Daß, da keine Reservefonds zur Verfügung stehen, uns die nötigen Mittel zufließen, erlehen wir von der göttlichen Vorsehung und von den opferfreudigen Gönnern unserer Mission.

Und nun die andern Inseln!

Die auf der Ost- und Nordseite gelegenen Inseln des Atolls haben stark gelitten, nicht nur durch das Umstürzen der Brotfruchtbäume und Kokospalmen, sondern auch durch das Fortschwemmen des an und für sich leichten Humus und das Überschwemmen mit Korallensteinen. Und was noch schlimmer ist, über 80 Eingeborene haben in den Wellen ihren Tod gefunden. Die Leichen sind teilweise wieder angetrieben.

Unter den sechs Toten auf dem Arno-Atoll betrauer ich den Häuptling Legituel, meinen Lehrer der Marshall-Sprache. Er war ein intelligenter Mann in den fünfziger Jahren. Länger denn ein ganzes Jahr kam er täglich zu mir, um mir bei der Erforschung der Sprache behilflich zu sein. Seine Hilfe war um so kostbarer, als er allgemein als ein „Häuptling in der Sprachkenntnis“ galt und die Sagen und Sitten der Ahnen kannte. Er war unserer Mission von Herzen zugetan. Trotz aller gegen uns ausgestreuten Lügen und Verleumdungen hatte er zuerst die Bahn geöffnet und uns zwei seiner Kinder zur Erziehung übergeben. Helle Freude lag auf seinem Antlitz, wenn er, von einer Reise zurückkehrend, kunstreiche, von ihm erfundene Flechtarbeiten zum Geschenk mitbrachte. Als er bei seinem letzten Aufenthalt auf Jabwor einige neue, von mir in der Marshall-Sprache gedichtete Lieder singen hörte, liefen dem „alten Sünder“ die Tränen über die Wangen. Er wartete mit Spannung auf das Wörterbuch und die

Grammatik der Marshallsprache, die bald im Druck erscheinen werden. Der Tod raffte ihn frühzeitig dahin.

Das Mille-Atoll ist das von allen am schlimmsten durch den Taifun heimgesuchte. Viele kleine Inseln sind vollständig bis aufs Riff von der Bildfläche verschwunden und nur ein Drittel des Atolls ist ziemlich erhalten geblieben. Der auf der Ostseite des Atolls stationierte Händler, ein früherer Kapitän, hat sein ganzes Hab und Gut verloren. Er selbst war kurze Zeit vor dem Taifun nach Jaluit gefahren und sollte hier den Taifun miterleben. Als er am 18. Juli mit einigen seiner Kinder nach Mille zurückfuhr, fand er sein Heim vollständig zerstört. Sein ältester Sohn entkam mit knapper Not dem Tode. Das Unwetter begann am 30. Juni morgens gegen 8 Uhr. Die durch die zweite Welle in die Lagune gespülten 15 Personen der Insel konnten alle ein vor Anker liegendes Boot erreichen und nach der großen südlich gelegenen Insel Luanor absegeln. Kaum abgefahren, sahen sie eine hohe Welle maurähnlich über die ganze Insel heranrücken. Sie wendeten ihren Kurs nach Nord-West, jedoch vergebens. Die Flutwelle zerschmetterte das Boot und es blieb den Insassen nichts übrig, als sich an treibenden Bäumen anzuklammern. Der Sohn des Händlers nahm zwei verwandte junge Frauen unter die Arme. Als er aber nach einiger Zeit infolge der furchtbaren Wellen die beiden Personen fahren lassen mußte, fand er, daß er nur mehr zwei Leichen mit sich führte. Die Frauen und Kinder waren durch die sich Schlag auf Schlag brechenden Wellen schon getötet worden. Der Händlerssohn trieb mit einem Eingeborenen bis zum folgenden Morgen 6 Uhr, also volle 22 Stunden, auf der tobenden Lagune und erreichte schließlich, aller Kleidung bar und voll Wunden, eine kleine Insel. Von den 15 Insassen des Bootes überlebten nur 5 das schwere Unwetter. Im ganzen sind auf dem Mille-Atoll 129 Personen in den Wellen umgekommen, und viele von den angetriebenen Leichen weisen entsetzliche Verstümmelungen auf.

Die Gesamtzahl der im Taifun umgekommenen Eingeborenen beläuft sich also wenigstens auf 215. Die durch den Orkan angerichtete Verwüstung ist nicht allein für die Weißen, sondern auch für die Eingeborenen ein harter Schlag. Die Insulaner sind ja größtenteils auf den Ertrag der Kokospalmen, Brotfrucht- und Pandanusbäume angewiesen. Fällt dieser aus, so zieht leicht Hungersnot ins Land ein. Ob nun die Häuptlinge, denen die Untergebenen jährlich Tausende in klingender Münze abzuliefern haben, für die Dürftigen gut sorgen werden? Der Eingeborene lebt von der Hand in den Mund und gerade deshalb bringt die stattgefundene Verwüstung ein gutes mit sich, nämlich daß die Insulaner, aus ihrem Faulenzerleben aufgerüttelt, genötigt sind, durch Fischerei und Arbeit ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, bis die Folgen des Taifuns geschwunden sind.

Gott helfe uns Ärmsten!

Rückblick auf die katholische Mission der Marshallinseln

Seefahrer und Reisende, die in flammender Begeisterung über die Pracht der Südseeinseln geschrieben und in idealem Traumdusel keinen wonnigeren Aufenthaltsort denn Urwälder mit ihrem Naturvolk ersinnen konnten, haben ihre Träume wohl kaum auf den Marshallinseln verwirklicht sehen mögen, da auf diesen Inseln weder großartige Urwälder noch Naturschönheiten zu finden sind. Ihre Begeisterung würde flugs in nüchterne Betrachtung des Wirklichen übergegangen sein, wie sie übrigens auf allen Inseln durchzubringen pflegt. Mag auch eine Insel die „Perle der Südsee“ heißen, stets werden irgendwelche Mängel die Begeisterung bezwingen; wenn dennoch eine poetisch angehauchte Seele die Naturschönheiten, den Sonnenauf- und -untergang und die spiegelglatte, kristallhelle See zu schildern nicht müde wird, so bekundet sie dadurch den Drang, das eigene trugbedürftige Gemüt über die Wirklichkeit hinwegzutäuschen. Die Mängel hatten, der Urwald räumt nutzbringenden Pflanzungen den Platz, das Naturvolk eignet sich eine eigenartige Zivilisation an. Auf den Marshallinseln haben die Kokospalmen und Brotfruchtbäume die Oberhand gewonnen, ohne Naturenze zu zerstören, noch solche hervorzuzaubern, und die Eingeborenen haben sich mit Bildungsfirnis überzogen.

Der Missionar jedoch darf sein Arbeitsfeld nicht nach äußern Liebreizen wählen, sondern nach den Grundsätzen jenes Eifers, der den göttlichen Heiland bewogen hat, am dürren Kreuzesstamm das Heil der Seelen zu bewirken: in Wüsteneien und auf armen Inseln sollen die Menschen ebensogut gerettet werden, wie in land- und wirtschaftlich reichen Gebieten.

Se. Bischöfl. Gnaden Msgr. Couppé, apostolischer Vikar von Neupommern, übernahm das Missionswerk auf

den Marshallinseln. Am 13. Oktober 1898 reiste der hochwürdigste Herr in Begleitung des Bruders Calixtus Bader von Vunapope nach Sydney und schiffte sich am 21. November nach Jaluit ein, wo der Dreimaster nach 48 Tagen Reise vor Anker ging. Die erste Fürsorge erstreckte sich auf das Instandsetzen eines ärmlichen Wohnhauses, das durch Pater Bontemps³ im Jahre 1896 als Kapelle eingerichtet, aber seitdem zerfallen war. Ein vor Jahren durch den Amerikaner Tom gebautes Kochhaus wurde in ein Schulgebäude verwandelt und eine kleine Küche gebaut. Bruder Calixtus bereitete in der freien Zeit die Mahlzeiten. Da jedoch die kulinarischen Kenntnisse des Bruders nicht so weit reichten wie seine geistigen, hielt es der hochw. Herr Bischof – der die schwierigen Anfänge der Mission in Neuguinea und Neupommern erlebt hatte – nicht unter seiner Würde, sich persönlich an den Kochherd zu stellen, um dem Neuling in der Kochkunst die Bereitung der Speisen beizubringen. Monseigneur Couppé erwarb zwei Grundstücke und arbeitete die Pläne der für die Zentralstation bestimmten Gebäulichkeiten aus. Als bald rief ihn jedoch die Pflicht nach Neupommern zurück. In einem Schriftstück drückte Monseigneur sein Bedauern darüber aus, die von Europa erwarteten Missionare nicht begrüßen zu können und fügte die schönen Worte hinzu: „Ich habe dem göttlichen Herzen Jesu versprochen, mich rückhaltlos dem Wohle der neuen Mission zu opfern, wie Sie es auch Ihrerseits tun werden; alsdann können wir des göttlichen Beistandes und eines vollständigen Erfolges gewiß sein.“ Der Bischof reiste ab, und ein auf den Gilbertsinseln tätiger Missionar gesellte sich solange zum alleinstehenden Bruder, bis Pater Jakob Schmitz von Neupommern herüberkam.

Bevor wir mit der Chronik fortfahren, wird es zweckmäßig sein, uns den anfänglichen Bestand und die Aussichten der Mission vor Augen zu führen. Die Boston-

Mission (american board of comissioners for foreign mission) hatte ihre Tätigkeit im Jahre 1857 zu einer Zeit begonnen, wo der Marshallarchipel noch in notorisch schlechtem Rufe stand, wo unbewaffnete Schiffe nicht in diesen Gewässern zu kreuzen, noch Weiße auf den Inseln zu residieren wagten. Ihren Aufschwung nahm die Mission unter Dr. Plasés Leitung, der ihr von 1877-1884 vorstand. Dieser Missionar errichtete im Jahre 1879 auf der Insel Kusaie eine Erziehungsanstalt für eingeborene Lehrer und deren zukünftige Frauen, welche Lehrer und Lehrerinnen sich nach und nach als einflußreiche Persönlichkeiten auf allen Atolle ansiedeln. Da die in sittlicher tief, aber in politischer Hinsicht hoch stehenden Häuptlinge der Mission die größten Schwierigkeiten entgegenstellten, wurde ein sogenanntes Kirchenkomitee eingesetzt, das im Laufe der Jahre einen derartigen Einfluß gewann, daß seine Macht der des Häuptlings nicht allein gleich kam, sondern sie sogar überbot. Die Häuptlinge sahen sich gezwungen, den eigenen Untergebenen in jeder Weise zu gehorchen, derart, daß man hier von „Herrschaft und Anmaßung der Klerisei“ sprechen möchte. Dadurch konnte die Mission äußerlich voranschreiten, andererseits aber, des unnatürlichen Druckes auf die Häuptlinge und der Unzulänglichkeit der eingeborenen Lehrer wegen eine bloß oberflächliche Unterweisung und Erziehung der Eingeborenen erwirken. Hinwieder übte die kirchliche Organisation, nach der jedes Mitglied als Priester und König der Bibel zu erklären und öffentlich zu predigen berechtigt ist, nach der ferner einzelne Mitglieder (selbst Frauen) einen höhern Rang einnehmen und höhere Ämter bekleiden dürfen, auf Eingeborene, deren Vergangenheit einzig sklavenartige Unterwürfigkeit kannte, eine erhebende, wenn nicht erlösende Anziehungskraft aus. Hierzu gesellten sich noch die sorgfältig gepflegte Sangeslust, die nicht allzuschwere religiöse Observanz, der Männern und

Frauen innewohnende Drang nach Putzschau bei kirchlichen Versammlungen, endlich das Verbot zu rauchen, das den von jung auf an allen möglichen „Tabus“ gewöhnten Eingeborenen tatsächlich als eine Art auszeichnender Heeresstandarte und Kirchenbanner galt. Alle diese Momente bildeten unter den Eingeborenen einen gewissermaßen einheitlichen Verband, der bei dem ziemlich tief eingewurzelten Widerwillen gegen die Weißen im allgemeinen zu so großer Ausschließlichkeit gelangen kann, daß die weißen Missionare der Boston-Mission vielleicht einmal plötzlich eine autonome Kirche vor sich sehen werden.

Monseigneur Couppé schätzte sehr richtig die nicht leichte Missionsaufgabe, in dem er meinte: „Wir dürfen uns keiner Illusion darob hingeben, daß wir behufs Bekehrung der Mehrzahl zum Katholizismus manche Schwierigkeiten zu überwinden haben werden, weil die bislang alleinherrschende Methodistenmission beinahe alle Eingeborenen an sich gerissen hat. Mit Ausnahme der Insel Pleasant oder Nauru, wo sich noch kein Lehrer befindet, jedoch ein weißer Missionar in Kürze sich niederlassen soll, haben die Methodisten alle Bevölkerungszentren mit gutgeschulten eingeborenen Lehrern, die sogar ‚Reverends‘ genannt werden, besetzt. Beinahe sämtliche Eingeborenen haben durch sie lesen und schreiben gelernt und besuchen regelmäßig ihre Kirchen. Ihre religiösen Zusammenkünfte werden planmäßig geleitet und bieten durch die Gesänge vornehmlich ihren Reiz; ihre Anhänger werden unausgesetzt durch tägliche Gebets-, Gesangs- und Unterrichtsversammlungen in Spannung gehalten. Äußerlich scheinen also die Eingeborenen religiös geworden und der Methodistenkirche ergeben zu sein, wenigstens soweit ich nach dem in Jaluit Gesehenen darüber zu urteilen vermag.“

Der hochwürdigste Herr Bischof setzte große Hoffnung auf die Schulen, in denen zunächst die durch die

Boston-Mission vernachlässigten Kinder weißer Ansiedler unterrichtet werden sollten. Da jedoch die Errichtung von Erziehungsanstalten mit großen Kosten verbunden sein würde, vergewisserte sich Monseigneur vorerst der Gesinnung der durch ihre Kinder interessierten Weißen, die sämtlich Protestanten sind. Es gibt ja viele sozialrechtlich schaffene Protestanten, die in ihren Worten die liberalsten Ideen, ja konfessionelle Gleichgültigkeit äußern, aber dieser Gleichgültigkeit entsagen, sobald es sich darum handelt, ihre Kinder in eine katholische Schule zu schicken und ihnen nach reifer Überlegung freie Religionswahl anheimzustellen. Deshalb beraumte Monseigneur Couppé eine Versammlung an, in der die Schulfrage erörtert wurde. Der hochwürdigste Herr Bischof betonte, daß die katholische Mission sich zu einer Niederlassung entschlossen habe, daß einerseits jede moralisch und gesellschaftlich gediegene Erziehung den religiösen Unterricht bedinge und andererseits kein katholischer Missionar, der uneigennützig das Opfer seiner Heimat, seiner Geldmittel, seiner Zeit und seines Lebens bringe, recht- und pflichtgemäß darauf verzichten dürfe, den ihm zur Erziehung anvertrauten Kindern Religionsunterricht zu erteilen, da übrigens die Religion allein Abscheu vor dem Laster, Liebe zur Tugend einflöße und jene Gefühle entwickle, die aus den Kindern rechtschaffene, arbeitsame, gehorsame, höfliche, gerechte, gegen ihre Nächsten barmherzige, ihrer Familie und der Gesellschaft nützliche Menschen mache; daß endlich unsere Mission, weit davon entfernt, dem im Koran enthaltenen Grundsatz, wonach den Leuten das Messer an die Kehle gesetzt und zugerufen werde: „Glaube oder stirb“ zu huldigen, jedem Kinde nach erteiltem Unterricht die volle Gewissensfreiheit gewähre, das Sakrament der hl. Taufe nach katholischen Ritus zu empfangen oder nicht.

Die Versammlung hatte den gewünschten Erfolg und Bruder Callixtus begann sofort mit dem Unterricht einiger Kinder. Die neue Schule erregte den Neid des eingeborenen Lehrers der Boston-Mission, der sofort seine Schuljugend von der Insel Imroj herbeizog und seine stattliche Anzahl dem kleinen Häuflein des Bruders gegenüberstellte. Das Häuflein wankte nicht und vergrößert sich alsbald. Das Anwachsen der Zahl der Schulkinder und die Vermehrung des Missionspersonals machte die Errichtung von größeren Gebäulichkeiten notwendig.

Unter den mit Pater Gründl und mir am 15. März 1901⁴ hier angelangten zwei Brüdern befand sich Bruder Egbers, ein überaus tüchtiger und fleißiger Zimmermann, der mit Beihilfe von sechs jungen Eingeborenen aus Neupommern die notwendigen Gebäude, nämlich ein Pensionat für Knaben, zugleich Wohnhaus der Missionare, ein Pensionat für Mädchen, zugleich Wohnhaus der Schwestern, ein Lagerhaus nebst Schreinerei und Küche, endlich Cisternen aufführen sollte. Jetzt wurde es Zeit, nach Lukas 14,28 sich hin zu setzen und den erforderlichen Aufwand zu berechnen, und die Rechnungskommission stellte fest, daß einer der besten Kreditscheine die ihrerseits in den Wohltätern sorgende göttliche Vorsehung war. Es wurde mit dem Bau des Lagerhauses, dann mit dem des Knabenpensionats begonnen und

Von der Stirne heiß
Rinnen muß' der Schweiß.

Während die materiellen Arbeiten, trotz vieler Schwierigkeiten, voranschrritten, gedieh auch die Schule, die sich bald einen so guten Ruf erwarb, daß Anfragen von den Gilberts- und Karolineninseln eingingen. Die neben der Administration zur Verfügung stehende freie Zeit be-

nutzte ich, um die Marshallsprache zu erforschen: ein hartes Pensum, nach dessen Erledigung die Brust freier aufatmet.

Mittlerweile waren die Stationen auf Ligieb und Nauru gegründet und am 2. Oktober 1902 die ersten Schwestern aus Hilstrup eingetroffen. Wer hätte ahnen können, dass der soeben von Europa angelangt Pater Leo Kieffer nach fünfmonatlichem Aufenthalt eine Leiche und die Ligieb-Station verwaist sein würde? Der liebe Gott erheichte das Lebensopfer eines seeleneifrigen Missionars.

Auch die Gründung der Nauru-Station brachte Opfer und Beschwerden mit sich. Auf der Hinreise, die, anstatt vier, dreißig Tage dauerte, erlebte Pater Gründl einen heftigen Sturm, so daß das Schiff in größter Gefahr schwebte. Das zur Errichtung der Stationsgebäude gesandte Baumaterial mußte der hohen See wegen, an verschiedenen Stellen der Insel gelandet und hernach mühsam zusammengetragen werden. Das Haus wurde durch zwei Händler gebaut. Der in dem oben erwähnten Schriftstück Monseigneur Couppés erwähnte Missionar der Boston-Mission hatte sich bereits im Jahre 1899 auf Nauru niedergelassen und es war deshalb zu verwundern, daß trotzdem in wenigen Monaten über 500 Eingeborene sich als Anhänger der katholischen Mission bekannten, von denen nunmehr die meisten getauft sind und, gründlich unterrichtet, treu ihre Pflichten erfüllen.

Die Ligieb-Station war wieder besetzt, eine neue Karawane von Missionaren angelangt, das Haus der Schwestern seit einigen Monaten beendet, der Beginn des Schulunterrichts für Eingeborene auf Jaluit bestimmt, als die Stunde der Prüfung kam, und zwar in Gestalt eines Wirbelwindes. Acht Monate sind seit dem Taifun verstrichen, und die Schäden längst nicht wieder gutgemacht. Auf der ganzen Insel sind noch die Zeichen der Verwüstung sichtbar und werden noch lange sichtbar sein, obwohl eine zahlreiche Arbeiterschar emsig geschafft hat. Aber was

sind tausende von aufbauenden Händen gegenüber der zerstörenden Kraft des Windes und der Wellen? Erst beim Neubau und bei Neuanschaffung fällt die Tragweite des in wenigen Stunden angerichteten Schadens auf, und von selbst ringt der Missionar betend die Hände und seufzt um Hilfe. Der Klagelaut und Hilferuf dringen an das Ohr der Beförderer und Beförderinnen, die gerne ein Scherflein spenden und wehmütig ihren Geist, über weite Länder und Meere hinweg, zur Unglückstätte ihrer Brüder und Schwestern wenden. Träumt ihr Geist oder erblickt er die Wirklichkeit? Ein mit Steingeröll übersätes Grundstück, entwurzelt Gebüsch, kreuz und quer übereinanderliegende Palmen, blatt- und astlose Baumstämme, zersplitterte Bretter und Pfosten, wie Papier zerknittertes Eisenwellblech, zerschmetterte Wasserbehälter, durch die Wellen versetzte Hütten, aus den Fugen gehobene, dachlose und schiefstehende Häuser, aufs Trockene geschleuderte Schiffe. All dies Unheil hat der mit den Wellen verschworene Wind angestiftet.

Jedoch inmitten des Unwetters und auf den Trümmerhaufen ist das Vertrauen der Missionare nicht geschwunden: dafür bürgen die bereits weit gediehenen Wiederherstellungsarbeiten. Und wenn unmittelbar nach der Kunde von der Zerstörung unserer Zentralstation Se. Heiligkeit Papst Pius X. die Mission auf den Marshallinseln zum Range eines Apostolischen Vikariats erhoben hat, so äußert der Statthalter Christi jedem unserer Beförderer und jeder unserer Beförderinnen das in seinem Busen felsenfest begründete Vertrauen, daß ihre milden Spenden reichlich fließen, und die Missionare auf den Marshallinseln alle ihre Kräfte einsetzen werden, um mit Gottes Hilfe das Aufblühen die Mission zu bewirken.

Ethnographische Notizen

Soeben erscheint im „Archiv für das Studium deutscher Kolonialsprachen“, herausgegeben von dem Direktor des Seminars für orientalische Sprachen in Berlin, Professor Dr. Eduard Sachau, der Band IV unter dem Titel „Wörterbuch und Grammatik der Marshallsprache nebst ethnographischen Erläuterungen und kurzen Sprachübungen“ von Pater August Erdland, Missionar vom hlst. Herzen Jesu. Da die ethnographischen Erklärungen, die sich in alphabetischer Reihenfolge an einzelne Wörter anschließen, über die Land- und Völkerkunde der Marshallinseln des Interessanten sehr viel enthalten, lassen wir dieselben nunmehr hier folgen, indem wir Fachleute und Literaten, die das neue Werk des Herrn Pater Erdland event. käuflich zu erwerben wünschen, an den Kommissionsverlag von Georg Reimer, Berlin, verweisen.

Die Redaktion

Die Marshallsprache muß, vor allem im Vergleich zu den so rein- und wohlklingenden Sprachen Samoas und des Bismarckarchipels, als eine schwierige bezeichnet werden, teils wegen der verwirrenden Affixe und Suffixe, teils wegen der für Europäer so schwer zu unterscheidenden Klangfarbe mancher Vokale. Erst im Laufe der Jahre, bei ununterbrochenem Studium und stetem Verkehr mit den Eingeborenen gewöhnt sich das Ohr an die fraglichen Laute, die manchmal kaum korrekt wiederzugeben sind. Es tritt noch hinzu, daß die meisten Eingeborenen ihre Sprache nicht ganz genau kennen und eine gründliche Kenntnis derselben sozusagen das Monopol der alten Häuptlinge und Seefahrer ist, ferner, daß die Missionare der Bostonmission, das englische Alphabet befolgend, manche Wörter entstellt haben, und endlich, daß eine sich teils auf ganze Wörter, teils auf einzelne Vokale erstreckende Divergenz zwischen den Bewohnern der Radak- und der Ralikgruppe besteht.

Trotz dieser Schwierigkeiten vermag das Studium einer Naturvolksprache einen besonderen Reiz zu bieten, ja, die etymologischen Nachforschungen versüßen manche saure Arbeitsstunde und ringen selbst Bewunderung für den feinen Aufbau der Sprache ab. Die Umstände gestatteten es mir, auf mehreren Atollen der Gruppe mit verschiedenen als vorzügliche Sprachkenner gerühmten Eingeborenen, wie auch mit älteren Leuten, die von den Neuerungen der Bostonmission unberührt geblieben sind, vorliegendes Wörterbuch zu bearbeiten ...

Im Nachstehenden folgen nun dem Alphabete nach und zur Erklärung einzelner Wörter, die von Bedeutung sind, einige ethnographische Notizen, die für den Leser von Interesse sein dürften.

Aanor oder man = massieren. Die Massage ist eine beliebte Heilmethode, um jede Art Schwellung, vor allem, die beim tumor auftretende, zu heilen. Sie wird entweder mit Palmöl oder Kräutersaft vorgenommen.

Aarär = dem Lande sich nähern. Sind die Bonitofische umzingelt, so rücken die Kanus dem Riffe immer näher, während fortwährend Leute abwechselnd tauchen, um das Entfliehen der Fische zu verhüten. Sobald die Fische eng genug durch die Palmwehr auf der Riffebene eingeschlossen sind, tritt eine atemlose Pause ein. Der Häuptling wirft den ersten Speer, und alsbald stürzen sich die Männer in wilder Wut auf die Schar, wobei fast jedesmal Verwundungen im Wirrwarr davongetragen werden. Die Frauen, welche in früherer Zeit bei dem Manöver sich nicht blicken lassen durften, fangen die gespeerten Fische auf.

Aadkälén = einen neuen Namen wählen. Die meisten Höhergestellten nehmen bei besonderen Veranlassungen neue Namen an. Jedoch benennt sich ein Familienmitglied niemals nach dem Vater, sondern nach dem Namen verstorbener Verwandten. Wird ein Schiff nach einer

Person benannt, so muß ihm die der Person gebührende Achtung gezollt werden.

Abeleb = nach der Ehegattin eines anderen trachten. Besucht ein Eingeborener seinen Häuptling, so muß er bescheiden vor der Hütte sitzen, ohne auf die in derselben weilenden Frauen einen etwas bedeutungsvollen Blick zu werfen. Tut er dieses nicht oder wagt er es sogar, auf die Rückseite des Hauses zu gehen, – was streng verboten ist –, so erregt er des Häuptlings Verdacht, was früher hinreichender Grund war, den Untertanen aus dem Leben zu schaffen. Vergehen mit einer Häuptlingsfrau, von Untertanen vollführt, wurden stets mit dem Tode geahndet. Am Tode mancher jungen Leute mögen auch wohl die Häuptlingsfrauen Schuld getragen haben, und nicht selten veranstaltete sich ein junger Mann, um die Aufmerksamkeit der Häuptlingsfrauen nicht auf sich zu ziehen. Der Häuptling Kaibuki, ein seiner Zeit sehr gefürchteter Häuptling, tötete auf Ebon kaltblütig einen schönen Jüngling, weil ihm eine seiner Frauen einen liebenswürdigen Blick zugeworfen hatte.

Adad = Nesselart. Der der Sonne ausgesetzte Bast rötet sich und wird zur Mattenverzierung benutzt.

Aen lôjilin = Ohrläppchenschlinge. Die Eingeborenen machten früher einen Einschnitt ins Ohrläppchen, welche Öffnung durch aufgerollte, stets dickere Blätter vergrößert wurde. Die oftmals bis zu 10 oder 14 cm ausgedehnte Verlängerung ersetzte „die Taschen der europäischen Kleidung“. Nunmehr schämen sich viele Greise dieser Verunzierung und schlagen die Verlängerung über das Ohr, so daß sie, dem Kopfe eng anliegend, unauffälliger erscheint.

Ägejab = Halbgott, Götze. Die zahlreichen Halbgötter bewohnten einsame Landstrecken, vorzugweise kleine Hügel. Man opferte ihnen Feuer, was hauptsächlich die Häuptlinge besorgten, da die Feuersteine deren Monopol

waren. Man umging diese Stätten beim Fischen, damit die Geister die Fische nicht wegzauberten: (kauiaia).

Aibuinmuj = Erscheinung eines Kometen. Die Erscheinung eines Kometen deutet das bevorstehende Hinscheiden des Oberhäuptlings an. Ist der Häuptling gestorben, so wird es bei ziemlich heiterem Himmel zu tröpfeln beginnen.

Aiguin = durch Feuerbrandschleudern faszinieren (Vogel). Um nachts Vögel zu fangen, nehmen die Eingeborenen das langsam glimmende Hochblatt der Kokospalme, schwingen die Fackel eine geraume Zeit von rechts nach links (ininbero) und stemmen sie dann gegen den Boden. Der Vogel ist fasziniert und läßt sich, ohne fortfliegen zu können, greifen. Es sollen Hunderte auf diese Weise in kurzer Zeit erbeutet werden. Geschieht die Bewegung von links nach rechts (ininjärdak), so fliegen die Vögel sogleich fort.

Airiäeb in eman = Zeit, wo sich der eingölte Mann zeigt (4 Uhr nachmittags) bei Tänzen. Vor Beginn des Tanzes zeigten sich zuerst die gölten Männer, dann die Frauen: eine Art prahlerischer Parade.

Airui = sehr schläfrig. Große Schläfrigkeit, gewöhnlich bei starken Regengüssen, gilt als Vorzeichen der baldigen Ankunft eines Schiffes (Ian in wa = Schiffswetter), auch als Vorzeichen des baldigen Hinsterbens eines Verwandten.

Äj anij = oberste Quirlschicht der Bananentraube. Die oberste Schicht eines Bananenbündels gebührt dem Häuptling, desgleichen der wohlschmeckendste Teil eines Fisches, z. B. beim Bonito oder Albakor, Kopf und Bauchlage.

Al = singen, Gesang. Ein bemerkenswertes Auftreten des Gesanges ist das in den Fabeln und Erzählungen der Alten. Ist eine Periode zu Ende oder tritt ein zeitlicher Zwischenraum ein, so wird ein Gesang, dessen Text mit der Fabel in Einklang steht, eingeflochten. Die Erzählung

fährt dann fort mit dem häufig wiederkehrenden: e muij, es ist fertig ...

Alej = mit Winkel abmessen, zielen. Ein ganz genaues Winkelmaß wird aus der Rinde des unteren Endes des Palmblattes gewonnen, das hauptsächlich beim Kanubau Verwendung findet.

Alloanennen = auf See plaudern. Es war verboten, sich auf See lebhaft zu unterhalten, wie auch das Essen mit dem gewöhnlichsten Namen kij oder mane zu benennen.

Altak = durch Augenaufschlagen Besinnung anzeigen. Die Eingeborenen zeigen ihre Absichten gewöhnlich durch Aufwärtsschnellen des Augapfels an, welche Anfrage die andere Person, im Falle der Zustimmung, ebenso beantwortet. Selbst in Gegenwart vieler Personen verstehen es die Eingeborenen, sich unauffällig über ihr Vorhaben auf diese Weise zu verständigen.

Annän = kleiner Vogel (ausgestorben). Bis vor zwei Jahrzehnten lebte auf den hiesigen Inseln ein kleiner, zierlicher Vogel, der als wohlriechend galt. Da er im niedrigen Gestrüpp nistete und lebte, sollen Katzen ihm gern nachgestellt und ihn vollständig ausgerottet haben.

Äô = Früchte tragen. Nur Häuptlinge durften über und über tätowiert werden, nur Häuptlinge Gesichtstätowierung tragen. War ein Häuptlingssohn im richtigen Alter, so waren Hunderte und Hunderte von Untertanen um die Tätowierhütte versammelt, um für Nahrung, Tanz und Trommel, für „Schmerztöter“ zu sorgen. Die Tätowierung gilt als unverwischliches Erbstück der Ahnen.

Äouru = Rücken (von Häuptling und Erstgeborenen). Man darf nie hinter dem Rücken des Häuptlings und Erstgeborenen hergehen, sondern nur vor ihm her, während wir Europäer in diesem Falle das Gegenteil tun. Häuptling und Erstgeborener „können eben nicht sehen,

was hinter ihrem Rücken passiert“. Geht aber der Untertan vor dem Häuptling her, so muß er es in gebückter Stellung tun, zum Zeichen der Ehrfurcht.

Atäjinemjin = ohne nähere Verwandte, Waise. Nach Auffassung der Eingeborenen ruht in der Galle große Kraft, ja das Prinzip der Respiration und somit der Lebensfähigkeit. Steht deshalb ein Kind ohne nähere Verwandte, so zieht sich gleichsam die Galle zusammen. Die Familie entbehrt des fortpflanzenden Lebensprinzips und stirbt aus.

Auwel = kleiner, bläulicher Fisch. Dieser Fisch wurde vom Gotte Edao verflucht, weshalb er dem Unglück nicht entrinnen kann: kommt er an die Oberfläche, fangen ihn Vögel, geht er tiefer, so verfolgen ihn Raubfische mit Vorliebe, nähert er sich dem Lande, so angeln ihn die Fischer.

Bäbi = 1. Art Seewalze, 2. Korb mit Kokosnuß-Wasserbehältern. Um auf See Frischwasser zu haben, füllten die Eingeborenen dicke Kokosnußschalen, die zu dreien oder vierein in einem aus Palmbindfasern hergestellten Korb nebeneinander gestellt wurden.

Bak in mij = Schneiden des Haupthaars beim Tode des höchsten Häuptlings. Beim Tode des Häuptlings wurden den männlichen Verwandten die Haare ganz kurz geschnitten. Dies geschah mit Haifischzähnen: martervolle Stunden.

Bäremomo = Seeschlange. Die Seeschlangen sollen ein grauenhaftes Aussehen, rauhe, verschiedenfarbige, jedoch vorherrschend gelbe Haut haben. Bei einer Länge von 10–15m sollen sie 50–60cm dick sein. Die Eingeborenen flüchten sofort bei ihrem Erscheinen.

Barök = vor Hunger kraftlos, ausgehungert. Die vielen Ausdrücke für „hungrig und kraftlos“ lassen auf frühere Armut an Nahrungsmitteln schließen. In der äußersten Not wurden die ausgesaugten Pandanusfrüchte

wiederum gesammelt und aufgeklopft, um den geschmacklosen Kern zu gewinnen. Die Eingeborenen fällten ebenfalls junge Pandanusbäume, um den Saft des noch weichen Stammes zu genießen. Bei der auf dem Atoll Ligieb stattgefundenen Überflutung mußten sich die Leute mit Gräsern und Fischen begnügen und angetriebene Mejit-Eingeborene wurden, um die Zahl der Konsumenten nicht zu steigern, hinterlistig getötet. – Das feuchte Klima bringt übrigens leicht Erschlaffung und Müdigkeit in den Beinen, wenn nicht Rheumatismus mit sich.

Bau jen worwor = Verbot, zum Haus des höheren Häuptlings zu gehen (für gewisse Unterhäuptlinge). Besucht ein Häuptling einen anderen, selbst ihm verwandten, so darf er niemals in die Hütte des anderen kommen, der Frauen wegen. Geschieht es dennoch und verführt ein Höhergestellter eine Häuptlingsfrau, so wird der Häuptling Gleiches mit Gleichem zu vergelten suchen. Erscheint ein höherer Häuptling in einem fremden Hause, und befindet sich ebendort ein geringerer mit oder ohne Frau, so muß der geringere sich sofort entfernen. Diese Sitte geht so weit, daß sie auch beim Kirchenbesuch eingehalten wird.

Bubu = Zukünftiges durch Falten von Blättern voraussagen. Man nimmt eine lange Faser oder ein längliches Blatt, knickt es in kleinen Abständen ein und legt die Einteilungen übereinander. Der Entscheid fällt, je nachdem die Endspitze überragt oder nicht und je nach der Zahl, die am Ende ausgesprochen wird.

Buirak = Häuptlingskind aus edlem Geblüt. Die Häuptlingskinder genießen große Achtung und werden oft noch im Alter von 8-10 Jahren auf den Hüften getragen. Ihre Machtstellung benutzen sie in den Jahren der auflodernden Leidenschaften zu einem äußerst ausschweifenden Leben. Die Untertanen sind der Meinung, der Häuptling habe, kraft seiner Oberhoheit das Recht, über

den Körper der Untergebenen nach Gutdünken zu verfügen. Etwaige Weigerung kann der Häuptling als einziger Landinhaber, dadurch ahnden daß er die Familie von Grund und Behausung vertreibt, so daß sie, dank ihres Vasallentums, der vollständigen Armut preisgegeben sind. Die Häuptlingssöhne, meist wahre Wüstlinge, heißen deshalb auch im Volksmunde: buirak rakrak.

Buirak in egemöj = Häuptlingskind von niedriger Mutter. Hat ein Häuptlingskind eine gewöhnliche Frau zur Mutter, so verliert es nach dem Tode seines Vaters seine Rangstufe und wird gewöhnlicher Untertan (kajur).

Bun = Nacht. Dieses Wort, welches unter anderem das Einsetzen des Windes angibt, wird oft für seelische Empfindungen gebraucht. So z. B. e bun buruö, meine Kehle setzt ein, erschließt sich = ich freue mich; e bun köloa, meine Wut setzt ein = ich gerate in Wut; e bun anen, der Wind im Innern setzt ein = er gerät in Aufregung. Übrigens ist Luft im Innern = Stimmung.

bujek = Haarzopf, zusammengeknotet. War früher Männertracht.

Buil worwor = heiß, brennen. Beim Verschwinden des Siebengestirns im Westen (gegen Ende Mai) ist ein eigenartiger Geruch auf dem Riff wahrzunehmen. Alsobald heißt es: „kijagi eo in, da ist der Kerl.“ Das Siebengestirn geht als Greis im Westen unter und taucht im Osten verjüngt wieder auf.

buru... = Kehle, Fischmagen. Die Kehle gilt als Sitz der Gefühle und Empfindungen. Jemanden betrüben, heißt kabuil buru = die Kehle heiß oder brennen machen.

Buromuij = traurig. Buru, Kehle; muij, schneiden, Traurigkeit, Betrübniß ist, als ob einem die Kehle abgeschnitten würde = ein Stich ins Herz.

Dibdib = Koffer. Früher zwei aufeinander gelegte, ausgehöhlte Baumstämme, die mit Bindfaden zusammengeschnürt wurden.

Dunbit = beim Tauchen Wasser vom Auge fernhalten. Beim Tauchen legen die Eingeborenen die gewölbte Hand übers Auge und gegen das Nasenbein, wodurch das Wasser total vom Auge entfernt und ein klarer Blick auf die unten befindlichen Gegenstände erzielt wird.

Edal bej = zaubern betreffs Rückkehr Geliebter. Ist ein treuer Verwandter lange abwesend, so geht der Eingeborene zum Strand und spricht einige Zauberformeln. Schreit dann in der Nähe ein Vogel, so lebt der Abwesende noch und wird bald zurückkehren. Dasselbe ist der Fall, wenn die Zauberformel zwischen zwei Inseln gesprochen wird und sich kurz darauf ein Fisch im Wasser schlägt.

Edal ju = nach Besuch beim Häuptlinge auf dem Wege stehen bleiben und sprechen. Nach einem Besuche beim Häuptlinge darf ein Untertan nicht in der Nähe der Häuptlingshütte auf dem Wege stehen bleiben und sich mit anderen unterhalten. Der Häuptling müßte sonst annehmen, er spreche über ihn oder seine Frau(en).

Ekkān = Speise, Essen. Die einzelnen Untertanen müssen abwechselnd ihrem Häuptlinge von ihren Inseln Essen bringen, das prozessionsweise hingetragen und dem Häuptlinge zu Füßen gelegt wird. Der Speiseverteiler (rikamne) muß einige Körbe höheren Familien austeilen, jedoch bleibt stets ein Korb reserviert, in dem sich die besten Eßsachen befinden (melij), z. B. ein dem Häuptling gebührender, von Untertanen nicht anzurührender Fisch, außergewöhnlich dicke oder seltene Kokosnüsse, die süßesten Pandanusfrüchte, die besten Brotfrüchte usw.

Iek en uijdak = angetriebener toter Walfisch als Zeichen der Geburt eines Häuptlings. Treibt ein toter Walfisch an das Land, so werden der Häuptlingsfamilie

bald weibliche Nachkommen erspriessen, so daß die Familie sich forterben kann.

Igejurmarä = vor Häuptlingskindern sittengemäß handeln. Vor Häuptlingskindern soll der größte Anstand beobachtet werden. In Gegenwart des Häuptlings darf man nicht flöten (aluwej), nicht schreien, nicht zanken, nicht streiten, nicht gehend essen (jôdal), nicht mit anderen Hand in Hand gehen (ijurbä), das Kinn nicht auf Hände oder Arme stützen (jäbat); Frauen müssen das Haar in Flechte oder aufgebunden tragen. Niemand darf auf die Rückseite des Hauses gehen, und nur einem vertrauten Diener ist es gestattet, den Schlafräum zu betreten.

Iju = Stern. Alle großen Gestirne sind Geschwister und stammen von der Frau Lidalaner. Antares, der älteste Sohn, und das Siebengestirn, der jüngste, sind derartig verbitterte Feinde, daß, wenn der eine untergeht, der andere erst aufgeht.

Inbil = netzartige Hülle des jungen Kokospalmblattes. Diese netzartige Hülle des jungen Kokospalmblattes dient zum Fischen des Fisches kiriej. Sie wird in die Runde aufgerollt, an einer Angelrute ins Wasser gelassen: der Fisch beißt sich ein und wird hochgehoben (= dibdak).

Inej = Kanuflottille. Fährt ein Häuptling von einer Insel eines Atolls zu einer anderen, so begleiten ihn gewöhnlich mehrere Kanus, vor allem, wenn der Häuptling auf der betreffenden Insel für einige Zeit ansässig wird.

Irenwon = durch Blutrache strafen. Hat jemand einen meiner Verwandten getötet, so werde ich nicht eher ruhen, bis ein Verwandter des Mörders oder er selbst im Blute gebadet daliegt.

Irgin = achten (in Reden). Es ist verpönt, in Gegenwart von Verwandten über unanständige oder weniger passende Sachen zu sprechen oder die Mutter in Gegenwart ihrer Kinder als schlecht zu bezeichnen. Hat jemand sich vergangen, so darf eher ein Verwandter gleichen, als

verschiedenen Geschlechts davon hören. Im allgemeinen hören und sehen Kinder unanständige Sachen nicht bei ihren Eltern, sondern von anderen Leuten. Die Schamhaftigkeit der Eltern ihren Kindern gegenüber geht selbst sehr weit.

Jabui = einen Gegenstand zum tabu machen. Um einen Gegenstand gebunden, wird derselbe unantastbar. Bei Kriegserklärungen wurde ein junges Kokospalmblatt an der Grenze aufgestellt. Entfernte es der gegnerische Häuptling, so nahm er damit die Kriegserklärung an.

Jälminlogan = hintenstehen, der Flotte nachfahren. Auf hoher See mußten die Kanus in einer Linie segeln, nur ein erfahrener Seemann fuhr voran, der Häuptling jedoch hintenan, um etwa Unglücklichen zu helfen.

Jebue = Ruder, Steuer. Bei den früheren großen Kanus dienten drei Ruder zum Steuern. Die Steuerleute mußten fortwährend singen, während Frauen trommelten, um den Schlaf zu verscheuchen. Alte Steuerruder durften nicht über Bord geworfen, sondern mußten aufbewahrt werden, gerade so wie die zum Umzingeln der Fische gebrauchten Palmwehre.

Jera = Freund. Ein wahres Freundschaftsbündnis reiht in den Familienverband ein, so daß die Mutter meines Freundes meine Mutter wird usw.

Jeranlan = den Sturm beschwören. Um den Sturm an Land zu beschwören, werden Palmenzweige am Strande aufgehängt und Zauberformeln gesprochen, auf hoher See Zauberformeln allein.

Zauberformel: Leo e ar kabjere jeebeeb in boge in ee ieo, eidó wot, eido wot, e jet wot, e jet wot – e ruij!

Jibogue(i) = Überlebender (von einer niedergemetzelten Familie). In früherer Zeit wurden die Kriegsgefangenen aus höheren Familien sämtlich getötet, nur meistens junge Mädchen verschont, die jedoch ihre Würde

einbüßen und jegliche Speise, nicht nur die süßeste, den Häuptlingen gebührende, genießen mußten.

Jowi = Stammutter, Ururahne. In der Ralikgruppe sind die beiden hervorragendsten Ahnmütter Jirik oder Roja. Dem ersteren Stamme gehören z. B. Loeak, Kabua und Lakajimi, dem anderen Nelu und Litokwa an.

Jun wädan kijeek = Beginn des Festessens aus dem westlichen Herdteil. Beim Aufdecken des Herdes mußte beim östlichen Teil begonnen und auch dort zuerst die Speise herausgenommen werden.

Jurdak = einem Toten opfern, für den Toten Essen bringen. Den Toten wurden Speisen geopfert, um ihre Schatten zu beschwichtigen und nächtliche Beunruhigungen zu verhüten.

Kab in ailin = die Westseite eines Atolls. Die Westseite eines Atolls gilt als Basis, die Ostseite als Haupt (baran ailin).

Kabab = zusammenpressen, klemmen, in Schienen legen. Bei Knochenbruch nehmen die Eingeborenen das Hochblatt der Kokospalme als Schienen.

Kadalek = erschwerten Gegenstand versenken. Kriegsgefangene wurden früher in der Lagune durch Untertauchen ertränkt. Der Leichnam wurde auf offener See versenkt. Sobald die Leiche über Bord geworfen war, segelte das Kanu wieder ab, und niemand durfte während der Rückfahrt umsehen.

Kajrub = geplatze, reife Brotfrucht. Die vom Baume gefallene, geplatze Brotfrucht durfte früher nicht gegessen werden.

Kämmalijar = den Einzelkampf beginnen. Der Kampf beginnt mit dem Einzelkampf. Jede Partei entsendet einen tapferen Mann; erst nachher stürzen sich alle mit Geschrei ins Gefecht.

Kanejnij = 1. fluchen, 2. schwören. Die Eingeborenen schwören beim Antlitz ihrer Geschwister oder Kinder

und fluchen beim Antlitz der Mutter der Person, gegen die sie erbost sind.

Kemdal = glätten, (Haar, Kanu), bügeln. Früher glättete man das Haar mit Langustenfühlern und -geißlern, Kanus mit Haifischrückenflossen oder Polydendron.

Kejmal = Essenden sehnsüchtig zusehen. Es ist verboten, Speisenden zuzusehen, um den Anschein von Betteln auszuschließen. Auf Nauru hingegen ist es erlaubt.

Kior = Amber. Die aus angeschwemmten Vögeln gewonnene Substanz. Man reibt vorzüglich Matten damit ein.

Kötköt = Regenpfeifer. Der von Manila aus eingeführte Hahnenkampf wurde hier mit Regenpfeifern nachgeahmt: früher eine große Leidenschaft, die jetzt vollständig eingeschläfert ist.

Jelä kur = Dank für Heilung einer erkrankten Person. Heilt jemand eine schwer erkrankte Person, so wird sie dessen Sohn bzw. Tochter, und es wird an Dankesbezeugungen nicht fehlen.

Ligamijetjet = schillern (Stein auf dem Wasser). Das in früherer Zeit auf europäischen, geraubten Schiffen vorgefundene Geld wurde in die See geschleudert, und die Eingeborenen sahen mit großer Freude, wie die Stücke auf dem Wasser weiterhüpften und versanken. Jetzt dreht derselbe Häuptling, der groß darin war, ein Geldstück hundertmal um, ehe er es in seine eiserne Geldkiste versenkt.

Lijämao = Sturmschwalbe. Fliegt dieser Vogel abends über eine Hütte und schreit (lekejoda), so wird ein Verwandter sterben.

Lijelä = Häuptlingsfrau. Eine Häuptlingsfrau muß immer in Begleitung ausgehen, jedoch meistens in der Hütte bleiben.

Litüntün (neu) = mit Rohr schöpfen (früher beim Ölstehlen). Bevor Kopra geschnitten wurde, stahlen viele Eingeborene den Händlern das Palmöl aus den Fässern,

brachten es auf ihre Kanus und segelten in die Lagune hinaus, um, am frühen Morgen zurückkehrend, das Öl zum zweiten Male zu verkaufen.

Logajik = Schwanzfedern des Tropikvogels. Das Gefieder des Tropikvogels wird gern als Zierat für die Kanus gebraucht, sowohl an der Mastspitze wie an den vom Maste zum Ausleger führenden Tauen. Fünf solcher Verzierungen kennzeichnen ein Häuptlingskanu.

Lolon oder wuliej = das Kopfende der Schlafstätte. Das Kopfende in den Hütten darf nicht betreten werden.

Lôlu = Magen als Sitz des Verstandes und der Tatkraft. Im Magen befindet sich der Ursprung des Gedankens und der Tatkraft, da bei heftigen Gemütsbewegungen ein Ziehen und Knurren dortselbst zu vernehmen ist.

Lünu = lüstern. Erfährt eine Ehehälfte die Untreue der anderen, so wird entweder Gleiches mit Gleichem vergolten, oder es entsteht ein ernster Streit, der mit dem Zerstören aller Habe und selbst mit dem Tode des Schuldigen enden kann. Der Häuptling wird sich in letzterem Falle nicht einmischen.

Monmon = Geisterbeschwörung, Geisterbesprechung. Einige Eingeborene sollen Geister beschwören und von den Geistern Antwort erhalten. Näheres darüber auszukundschaften, ist kaum möglich.

Murijooj = erhaltenes Reisegeschenk. Den Scheidenden werden gewöhnlich Geschenke überreicht.

Naknik = Familienüberlieferung. Wie in Deutschland, so gibt es auch hier gewisse Geheimnisse, die sich von Geschlecht zu Geschlecht in einer Familie fortpflanzen. Dies gilt besonders für Medizinen.

Rälema und kadujelä = die erste an Bord kommende Frau beschenken, dieses Geschenk. Trifft ein Häuptling von einer anderen Insel ein, so besteigen einige Eingeborene ein Kanu und begrüßen den Häuptling. Der Häuptling erkennt die Huldigung dadurch an, daß er von

seinen Lebensmitteln gibt: dem Manne eine Pandanusfrucht, der Frau eine Brotfrucht.

Ririgö = Cousin(e), wenn die resp. verwandten Eltern, Geschwister verschiedenen Geschlechts sind. Vettern und Cousinen dürfen miteinander heiraten, wenn deren resp. Mütter oder Väter keine Blutsverwandten sind.

Robarob = gegen Hexerei feien. Hexerei und Zauberei müssen früher in Blüte gestanden haben. Auf der Insel Ebon [das erste Atoll der Marshall-Inseln, das missioniert wurde] lebt noch der gefürchtete Hexenmeister Läjak. Sagt er zu einem Mann: du bist aber kräftig, so wird er in kurzer Zeit abmagern, oder von einem Brotfruchtaum: der trägt ja gewaltig, so wird er bald nur mehr dürre Äste haben. Man kann sich gegen Hexerei feien lassen; bricht man jedoch die gesetzten Beschränkungen, so wird man sterben.

Eine Zauberformel, um die Liebe und Treue einer Ehehälfte zu sichern, ist folgende: Jôdak juon, ruo, ninnire, leen, riim, jammueiur, jammueiur.

Um die Liebe aus dem Herzen einer Person zu entfernen, so daß z. B. jemand eine seiner Frauen zu hassen beginnt und fortsetzt, umgürtet die die Alleinherrschaft erstrebende Frau sich mit Streifen von Pandanusluftwurzeln und spricht nachstehende Worte: Lüuk kalik, kalik, lüuk käjar, käjar, käjare, katebe, e teb.

Rubrüb jogur = eine Kapitänsprobefahrt machen. Die Seefahrer lernen 2-6 Monate, wobei die Hauptsache darin besteht, das verschiedenartige Riffeln der Wellen in der Nähe der Insel und in der Kabbelsee zu beobachten. Daraufhin muß er seine Probefahrt unternehmen. Die Sternkunde ist eine nur den Seefahrern erlaubte Wissenschaft; ein gewöhnlicher Untertan darf sie nicht kennen. Die Seefahrer sind ebenfalls die besten Kenner der alten Traditionen und Märchen, und mancher Seefahrer der nördlichen Inseln, der niemals auf Ebon gewesen, wird einzig und allein durch die Kenntnis der Märchen jeden

in einem Märchen bekannten Platz bei seinem ersten Besuch genau anzugeben wissen.

Rujidon = mit dem Finger auf Fischscharen zeigen. Es ist verboten, mit dem Finger auf Fischscharen zu zeigen, da diese sonst abziehen würden.

Tünlok = sausen (im Ohr), dumpf tönen. Vernimmt man ein Tönen im linken Ohr, so wird man von einer Frau, im rechten Ohre von einem Manne verleumdet. Beißt man sich auf die Zunge, so wird man im selben Augenblick verleumdet.

Wuraik = einen Toten mit Erinnerungsgegenständen bedecken. Früher wurden mit einem hohen Häuptlinge mehrere Untertanen lebendig begraben, während einem Untertanen nur Steine beigegeben wurden. Hierdurch tritt der früher gewaltige Rangunterschied deutlich zum Vorschein. Noch jetzt nennt der Häuptling seine Untertanen *armij in jegeron*, und noch jetzt besitzen die Häuptlinge größere Gewalt und werden von den Untertanen mehr gefürchtet, als manche Europäer anzunehmen scheinen.

Wurij = Wanderkuckuck: *eudynamis taitiensis*. Da der Wanderkuckuck auf den Marshallinseln nistet, sind die Eingeborenen der Meinung, er fliege bis zu den Wolken, lege dort oben ein Ei, das, zur Erde herabfallend, kurz bevor es den Boden berührt, zerbreche, und daß so der junge Kuckuck zum Vorschein komme.

Freuden und Leiden in Nauru

Als im Dezembermonat 1902 auf eine Bittschrift sämtlicher in Nauru (Marshallinseln) ansässigen Händler hin diese Insel durch einen unserer Missionare besetzt wurde, wirkte dort bereits seit 3 Jahren ein Missionar der amerikanischen Methodistenmission. Dieser hatte das seit einigen Jahren von eingeborenen Lehrern der Gilbertsinseln zwangsweise verlassene Werk wieder aufgenommen und in der Person eines in der Missionsschule von Kusaie ausgebildeten, halbweißen Nauruaners auf den Gebieten des Sprachstudiums, des Schulunterrichtes und der Verfassung von Lehrbüchern eine nicht zu unterschätzende Stütze gefunden.

Sobald im April 1902 der Plan einer Niederlassung durch den Erwerb eines Grundstückes im Norden der Insel klar genug bekannt worden war, entwickelte der protestantische Missionar eine fieberhafte Tätigkeit und radelte tagtäglich mit seiner Frau zum Norden, um die beiden unserem Grundstück Arubo zunächst gelegenen Dorfschaften für sich zu gewinnen. Pater Gründl hatte nach einer vierwöchigen Reise, während welcher ein orkanartiger Sturm den Schoner „Triton“ zu versenken drohte, sein Wirkungsfeld erreicht und in einer elenden Hütte unweit der Händlerwohnung ein Obdach gefunden. In seiner ersten Sorge, die Sprache zu lernen, stand ihm ein ehemaliger Händler bei, der schon von Jugend auf die Insel Nauru kannte. Während die Erlernung der Marshallsprache Pater Gründl sehr schwer geworden war, erwarb er sich in der an und für sich bedeutend schwierigeren Naurusprache sehr schnell eine außergewöhnliche Fertigkeit. Schon nach Verlauf von wenigen Wochen konnte er sich den Leuten verständlich machen. Gleich im Anfang seiner Missionstätigkeit auf Nauru wurde sein Eifer vom lieben Gott gesegnet. Die schwerkranke Frau eines Händlers wünschte getauft zu werden. Als die Kranke

durch einen Dolmetscher befragt wurde, ob sie katholisch zu sterben wünsche, gab sie zur Antwort: „Ich will in der Religion sterben, in der meine Kinder erzogen werden!“ Drei ihrer Töchter befanden sich nämlich seit wenigen Monaten in unserer Erziehungsanstalt auf Jabwor.

Im Laufe des Jahres 1903 ließen sich über 500 Insulaner als Anhänger unserer Mission einschreiben. Das äußerst entwickelte Ehrgefühl verbietet ihnen, den einmal eingetragenen Namen wieder streichen zu lassen. Und in der Tat haben von diesen Eingetragenen nur wenige, auf Betreiben feindlich gesinnter Personen und mehr noch aus Verwandtschaftsrücksichten, ihren Namen entehrt, gehören jedoch heute noch keiner der beiden Missionen an.

Alle erwachsenen Anhänger zugleich zu unterrichten ging nicht an. Einmal konnte die aus einheimischem Material erbaute Kirche nicht alle fassen, und dann wohnten viele zu weit von der Station entfernt, um, abgesehen von den täglichen Familiensorgen, mehrere Stunden Weges zurücklegen zu können. Ein Massenunterricht würde übrigens auch keine gründliche Unterweisung erzielt haben. Es mußte somit eine Auswahl getroffen und die Mehrzahl auf später vertröstet werden. Da nun der Unterricht einer jeden Gruppe 8 Monate in Anspruch nahm, und erst im April 1904 Pater Kayser und etwas später der vielen unserer Wohltäter durch seinen unerschöpflichen Humor und rastlosen Eifer bekannte Bruder Callixtus Bader die Arbeit übernehmen konnten, mußten viele Anhänger lange Jahre auf die hl. Taufe warten. Daß die Mitglieder der protestantischen Mission diese Wartezeit nicht unbenutzt verstreichen ließen, leuchtet jedem ein, der die emsige Proselytenmacherei der amerikanischen Missionen auf unseren Inseln aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat. Wer könnte alle die von der „katholischen Religion abschreckenden“ Momente aufzählen, die sie gegen uns ins Feld

fürten? Die Schrecknisse des Mittelalters, die Peinigungswerkzeuge der Inquisition, die Verbrennung von Johannes Huß [auch bekannt als Jan Hus], dunkle Stellen aus der Geschichte der Päpste, dogmatische Irrtümer des Antichristen, alles mußte gegen uns herhalten. Manchmal kamen Briefe (wohl mit der Himmelspost!), die einen Massenabfall von Katholiken mitteilten. Ein Fanatiker hatte einen seltsamen Traum oder vielmehr eine Erscheinung, in der er von zwei vom Himmel herabschwebenden Glocken die eine auf die Katholiken zermalmend niederfallen sah. Derartige himmlische Erscheinungen ziehen ja bekanntlich bei leichtgläubigen Eingeborenen besser als der beste Unterricht in religiösen Dingen! Wenn auch Lügen kurze Beine haben, so lassen sie doch immer einige Spuren von Zweifeln in den Gemütern zurück!⁵

Trotz aller Visionen und Anstiftungen hielten unsere Anhänger getreu stand und nahmen den Unterricht dermaßen ernst, daß sie in gegenseitigen Diskussionen über dogmatische Fragen ganz vortrefflich ihren Mann stehen und obsiegen konnten. Ja, der protestantische Missionar sah sich genötigt, verschiedene Verbote aufzuheben und entnahm selbst der katholischen Praxis einige religiöse Bräuche. Früher war das Rauchen verboten, jetzt wurde es gestattet; früher war das Kartenspiel verboten, jetzt wurde es gestattet; früher war der Fang der Seeadler verboten, jetzt wurde er gestattet; früher war der Alkoholgenuß verboten, jetzt wurde er gestattet. Früher wurden unmündige Kinder und noch nicht unterrichtete Heiden in der Sterbestunde nicht getauft, jetzt werden sie getauft. Die Taufe selbst wurde, im Gegensatz zum früheren bloßen Auflegen der in Wasser getauchten Hand auf das eingölte Haupthaar, durch dreimaliges Aufgießen des Wassers auf die Stirne gespendet. Auch der Wortlaut des Kreuzzeichens, das Kyrie, das Gloria und das Credo erschienen in den Unterrichtsbüchern. Neuerdings ist auch, anstatt der

früheren, öffentlichen Beichte, die Ohrenbeichte eingeführt worden, freilich mit der modernen Neuerung, daß die Männer beim Missionar, die Frauen jedoch bei einer weißen Lehrerin beichteten. Dies alles bedeutet eine Kräftigung unserer Katholiken und eine Schwächung der Protestanten, da beiden Konfessionen diese merkwürdige Nachahmungsmanier auffallen muß. Heutzutage, wo bis auf einige wenige alle unsere Anhänger getauft sind, schämt sich keiner seines katholischen Glaubens mehr, und manches Mitglied der amerikanischen Mission schaut mit einem gewissen Neid auf diejenigen herab, die dem „Pope“ treu gefolgt sind.

In den letzten 2 Jahren haben die Nauru-Eingeborenen viele Krankheiten und Leiden durchmachen müssen. Um den Ursprung dieser Mühsale zu erklären, habe ich einige weitläufigere Erläuterungen zu geben.

Manchem Leser der „Monatshefte“ ist es vielleicht noch unbekannt, daß die Insel Nauru zu Anfang des Jahrhunderts, trotz ihres geringen Umfanges von zirka 10 km als eine der reichsten Inseln der Südsee, als eine „aus dem Ozean aufgetauchte Perle“ erkannt worden ist. Die Insel birgt nämlich reichhaltige Phosphatlager, deren Wert sich auf Hunderte von Millionen beläuft. Wer hätte dies vor etwa 10 oder vor noch mehr Jahren geahnt, wo ein Dampfer an einem deutschen Hafenplatze noch Geld zusetzen mußte, um die aus dem Bismarckarchipel stammende Ladung Phosphaterde als völlig wertlos in die See zu schaffen?

Der hügelige Teil der Insel, worauf ausschließlich Tamanabäume, Pandanus und Sträucher wachsen, schien ganz minderwertigen Boden zu besitzen und ließ nicht einmal, im Bunde mit den alles versengenden Sonnenstrahlen, eine bescheidene Palmenpflanzung aufkommen. Jeder Fremde, der bei Besichtigung der sehenswürdigen, unterirdischen Höhlen über die am Boden hingesäten Steine hinwegstolpern mußte, war herzlich froh, wenn er

wieder vom Hügelland auf die ebene Strandfläche anlangte, die von einem ununterbrochenen Palmenwalde bedeckt ist. Er dachte wohl nicht daran, daß sein Fuß auf einem „Millionenboden“ wandelte. Das Verdienst der Auffindung der Phosphate gebührt einem Engländer. Auf diese Entdeckung hin begann die Pacific Islands Company ohne viel Lärm mit der Ausbeutung der hieraufhin ebenfalls auf der 160 Seemeilen von Nauru gelegenen Insel Baneb (Ocean Island) der Gilbertinselgruppe gefundenen Phosphatlager. Es bildete sich alsbald eine englische „Pacific Phosphate Company“, in deren Aufsichtsrat auch deutsche Aktionäre aufgenommen werden mußten, um neben den Phosphaten Banebs auch die Naurus exportieren zu können.

Phosphate, die auf beiden Inseln in der Form von Erde und Stein auftreten, sind phosphorsaure Kalke, die wie Phosphorit, Apatit und Osteolith zu Mehl gemahlen und, mit Schwefelsäure gemischt, ein ausgezeichnetes Düngemittel für die Landwirtschaft abgeben. Durch Schwefelsäure werden die mineralischen Substanzen aufgeschlossen und deren Phosphorsäure den Pflanzenwurzeln leicht zugänglich gemacht. Da dieses Düngemittel dem aus Knochen bereiteten Superphosphat bedeutend vorzuziehen ist, so erzielt es auf den Hauptmärkten Deutschlands, Japans und der Sandwichinseln einen Preis von 140 bis 160 Mark pro Tonne. Wenn man nun bedenkt, daß die Phosphat-Gesellschaft bei regelmäßigem Betrieb eine Ausfuhr von 300 000 Tonnen erzielen, und, nach der Berechnung eines deutschen Ingenieurs, diese Ausfuhr über 100 Jahre andauern kann, so ergibt eine einfache Rechnung eine ganz riesige Summe. Hieraus ersieht man, wie die Chemie im Gegensatz zu den fruchtlosen Bemühungen der Alchemie, aus einst nutzlosen Stoffen ungeheure Wertobjekte schaffen kann. An Ort und Stelle ist die Phosphaterde für den Nauruaner wertlos, weshalb ihm auch nur einige Pfennige pro Tonne vergütet werden. Nauru wird sehr

wenig, Europa dagegen und namentlich England sehr viel verdienen.

Mitte des Jahres 1906 hat die Pacific Phosphate Company ihre Anlagen angefangen und durch die Vermittlung der kaiserlichen Verwaltung einen großen Landkomplex von den Eingeborenen im Westen der Insel Nauru auf 99 Jahre gepachtet. Die Wohnungen der weißen Angestellten und der Arbeiter, wie auch die Lager für Baumaterialien liegen dem Strande entlang und bilden zwischen den Palmen und Tamanabäumen, ein Dorf für sich. Unweit des Felsens sind die Trockenhäuser und Phosphatlager gebaut. Die von der Oberfläche abgeschaufelten oder mit Dynamit abgesprengten Phosphate werden auf Rollwagen in die Trockenräume geschafft, wo sie zermahlen und getrocknet aufbewahrt werden. Auf einem weiteren Geleise rollen die Wagen mit Dampftrieb über die Strandfläche hinweg bis zum Ende der auf dem Riff erbauten Brücke, wo die Phosphaterde in die jenseits der Brandung wartenden Boote ausgeschüttet wird. Die Boote vermitteln den Transport zum Dampfer, der bei gutem Wetter an Bojen festliegt. Da Nauru nämlich keinen Hafen hat und allseitig vom Meere umspült wird, so hat man auf einer ziemlichen Tiefe Bojen (auf dem Wasser schwimmende Tonnen) verankern müssen, die jedoch den Schiffen nur dann Sicherheit bieten, wenn der Wind vom Lande weht. Bei ungünstigem Wetter müssen die Dampfer sich treiben lassen, und die Ladearbeit wird unterbrochen. Bei lang anhaltendem, ungünstigem Wetter fahren die Dampfer oft wochenlang umher, und die vielen mittlerweile eintreffenden Schiffe müssen zuweilen monatelang auf Ladung warten. Alle diese Anlagen verschlingen anfangs ein gewaltiges Kapital, das jedoch reichliche Erträge einbringen wird. Einige Millionen Anlagekapital gegen Hunderte von Millionen Gewinn.

Während meines letzten Aufenthaltes in Nauru (März und April 1908) waren bereits 100 Weiße und 750 farbige

Arbeiter dort tätig. Die ersten Brücken- und Häuseranlagen wurden von einer deutschen Firma ausgeführt. Sonst sind die meisten Weißen Engländer oder Australier. Von den Arbeitern kommen ca. 650 aus China und 100 aus den Karolinen. Daß dieser Zudrang von Fremden eine Umwälzung und Umgestaltung der Insel Nauru bedeutet, versteht jeder, der des Menschen Herz durchschaut hat.

Es ist der Phosphat-Gesellschaft lobend anzuerkennen, daß sie durch weise Einschränkung alkoholischer Getränke der Trunksucht und Rauferei vorbeugt und auch jeden intimeren Verkehr mit eingeborenen Frauen strengstens verbietet. Nach Vorschrift der Kaiserlichen Verwaltung dürfen die chinesischen und farbigen Arbeiter nur einen kleinen Teil der Insel besuchen, sodaß die Naurueingeborenen möglichst von den Fremden ferngehalten und nicht durch etwaige Ungehörigkeiten belästigt werden. Trotz aller Absonderung ist es jedoch unmöglich, die eingeborene Bevölkerung von allem Verkehr fernzuhalten, da die Nauruaner nicht selten, von Neugierde getrieben, an den Strand kommen, um die Wunderwerke zu betrachten, die sich auf dem Grundbesitz der Gesellschaft erheben.

Mag auch bei der Ankunft der Arbeitertransportdampfer eine noch so genaue Untersuchung von seiten des Regierungsarztes stattfinden, so ist es doch nicht zu vermeiden, daß allerhand Krankheiten eingeschleppt werden, und diese gerade der eingeborenen Bevölkerung hart zusetzen. Freilich war Nauru längst kein unversehrtes Plätzchen mehr. Im Hospital wurden schon seit vielen Jahren bösartige Krankheiten behandelt, die nach langer, latenter Entwicklung schließlich zum Durchbruch kamen. Somit wäre es ungerecht, alle auf Nauru herrschenden Krankheiten auf das Konto der neuen Gesellschaft setzen zu wollen. Es handelt sich hier vielmehr um solche Krankheiten, die epidemienartig auftreten.

Die Gesellschaft hatte kaum ein halbes Jahr ihre Arbeiten begonnen, als auch schon die erste dieser Seuchen auftauchte, nämlich die Dysenterie. Sobald einige Chinesen daran erkrankt waren, ging die Krankheit auf die Eingeborenen über. Erst kamen einige Todesfälle vor, dann verbreitete sich die Krankheit über die ganze Insel und forderte beinahe in sämtlichen Hütten ihre Opfer. Erheblichen Schuldanteil trugen die Eingeborenen selbst wegen Mangel an der unbedingt erforderlichen Reinlichkeit und der noch nötigeren Diät. Die Kranken waren so gleichgültig oder kraftlos, daß sie den Krankenkehricht nicht einmal aus der Hütte entfernten. Die Ansteckungsgefahr wurde hierdurch natürlich noch bedeutend größer, um so mehr, als bei Erkrankungen die Hütte von jammernden Verwandten vollgepfropft ist. Die leitenden Häupter suchen dem Kranken alles nach Wunsch zu tun, selbst wenn er Speisen verlangt, die die Krankheit fördern. Unsere Patres, Brüder und Schwestern waren Tag und Nacht tätig, um die Kranken zu pflegen und selbst die niedrigsten Reinlichkeitsdienste vorzunehmen. Dank dieser guten Pflege starben wenig von unseren Anhängern, während manche Fanatiker der amerikanischen Mission keine Medicinen nehmen wollten. Die Niedergeschlagenheit der Eingeborenen war derartig groß, daß verschiedentlich Leute beim Hinscheiden ihrer Verwandten einfach lachten. Es war die kalte Gleichgiltigkeit der Verzweiflung! Um der Weiterverbreitung der Seuche zu steuern, verordnete die Verwaltung, daß alle Neuerkrankten in Hospital gebracht würden, wogegen sich allerdings viele sträubten, da ihnen dort keine so herzliche Pflege zuteil werden könne. Unsere Schwestern wären gern erbötig gewesen, den Hospitaldienst unter Leitung des Arztes zu übernehmen; allein es gibt Leute, denen die Pflege beschleierter Personen, deren religiösen Einflusses wegen, ein Dorn im Auge ist. Und so wurde denn das Anerbieten abgelehnt. Die Kaiserliche Verwaltung hat jedoch die durch unser

Missionspersonal geleisteten Dienste in einem vom hiesigen Amte bei uns eingegangenen Schreiben vollauf anerkannt. Das Schreiben hatte folgenden Wortlaut: „Durch einen Bericht der Kaiserlichen Station in Nauru habe ich davon Kenntnis erhalten, daß sich die Mission vom heiligsten Herzen Jesu an der Pflege der Kranken während der Dysenterie-Epidemie in Nauru in der eifrigsten Weise beteiligt hat, wofür ich mir im Namen der Kaiserlichen Regierung den allerverbindlichsten Dank auszusprechen gestatte.“ Die Krankenpflege hat den Missionaren neben den Anstrengungen auch manche trostreiche Stunde gebracht, indem sie Zeuge sein konnten von der religiösen Ergebenheit so vieler Bekehrten. Es tat ihnen jedoch sehr leid, über 100 Insulaner sterben zu sehen, vor allen viele im besten, fast jugendlichen Alter, was für die Bevölkerung von Nauru einen großen Verlust bedeutet.

Kaum hatte die Dysenterie so ziemlich aufgehört, als auch schon eine zweite Seuche, der Keuchhusten, eingeschleppt wurde. Diese auf den Marshallinseln bislang unbekannt Krankheit raffte 50 Kinder hinweg und gelangte auch nach Jabwor, wo sämtliche Kinder unserer Erziehungsanstalten erkrankten. Es kam jedoch kein Sterbefall vor.

In diesem Jahre scheinen die Nauru-Insulaner ziemlich verschont zu bleiben. Dagegen herrscht Typhus unter den Weißen und Beriberi [d. i. eine durch Vitamin B1-Mangel ausgelöste Krankheit] unter den Chinesen. Typhoides Fieber [Typhus] bei guter Pflege nicht sehr gefährlich, wohingegen die Beriberi-Krankheit viele Opfer verlangt, weil die Medizin ihr machtlos gegenübersteht. Die große Wärme auf den offenen Phosphatfeldern ist ihr günstigster Entwickler. Die Krankheit selbst tritt in den verschiedenartigsten Erscheinungen auf. Bei den einen Kranken schwellen Arme, Beine, Kopf und Rumpf ganz schrecklich an, während bei anderen im Gegenteil vollständige Abmagerung bis auf Haut und Knochen eintritt;

der eine liegt wochenlang, der andere betritt morgens in anscheinend gutem Gesundheitszustande das Hospital und ist abends schon eine Leiche. Allnächtlich kann man auf dem Chinesenkirchhof Schwärmer hören, durch deren Knattern die bösen Geister verscheucht werden sollen. Von dem ersten 240 Mann starken Chinesen-Arbeitertransport mögen bereits über 150 gestorben sein, weshalb die Phosphat-Gesellschaft bereits daran denkt, ausschließlich farbige Arbeiter der Südseeinseln anzuwerben. Hoffentlich bleibt dann die eingeborene Bevölkerung mehr von Krankheiten verschont, denn nur wenige Epidemien würden hinreichen, die ganze Bevölkerung dem Austerbe-Etat nahe zu bringen.

Von den Nauru-Eingeborenen haben sich nur 50 als Arbeiter auf 2 Jahre anwerben lassen, die meist wegen ihrer Vertrautheit mit der Brandung den Bootsdienst versorgen. Die Löhne dieser Arbeiter und das durch Landpacht unter die Leute gelangte Geld hat leider eine gewisse Faulenzerei herbeigeführt, so daß sie sich wenig um ihre Palmen bekümmern, infolgedessen auch wenig Kopro schneiden. Diese Gleichgültigkeit scheint jedoch zu weichen, da seit Anfang März eine Krankheit an den Palmen aufgetreten ist, die in ihrer Weiterentwicklung den ganzen Palmenbestand der Insel zu zerstören droht. Eine derartige Zerstörung würde Hungersnot für die Insulaner bedeuten, die neben Fisch viele Kokosnüsse essen und vor allem Palmwein trinken. Die Krankheit scheint durch winzige, rote Blattläuse hervorgerufen zu sein, die auf der unteren Seite der Blattfiedern hausen. Die Palmwedel dörren in kurzer Zeit aus und nehmen eine rostbraune Farbe an. Zwischen Stamm und Blatt entwickelt sich ein moosartiges Gewächs, was ein leichteres Abtrennen der Blätter vom Stamm bewirkt. Auch die kaum innerlich ansetzenden Nüsse fallen von den Bäumen. Sollte die Krankheit weiter um sich greifen, dann würde der ganze Koprahandel eingehen.

In all diesen Prüfungen zeigen unsere Katholiken viel Geduld und erfüllen treulich ihre Pflicht. Am hl. Josephsfeste hatte ich Gelegenheit, mich persönlich davon zu überzeugen. Auf der nördlichen Station Arubo sollte ich nämlich 132 Erwachsenen das Sakrament der hl. Firmung spenden. Sämtliche Firmlinge waren Tags zuvor zur hl. Beichte gegangen und empfingen bei dem der Firmung vorausgehenden Levitenamt die hl. Kommunion. Man konnte den Leuten ihre innere Zufriedenheit vom Gesichte ablesen. Die weltliche Feier dieses schönen Tages bestand in einem großen Festessen, zu dem alle Familien etwas beigesteuert hatten. Ohne Festessen kann man hier (vielleicht auch anderswo) kein Fest feiern.

Die zur Station Arubo gehörigen Leute sind stolz auf ihre neue Kirche, die gleichfalls am Josephsfeste eingeweiht wurde. Da das erste, aus einheimischem Material errichtete Kirchlein baufällig geworden war, baten die Insulaner ihren Missionar, ihnen aus besserem Material eine Kirche bauen zu wollen, sie würden durch freiwillige Gaben für die Auslagen aufkommen. Leider haben die Eingeborenen die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die bis zur Erkrankung der Palmen eingelieferte Kopra genügt bei weitem nicht, die Unkosten zu decken, und den Leuten die vorhandenen Nüsse abzuverlangen, wäre wirklich grausam, da am Ende Hungersnot vor ihrer Tür steht. Vielleicht kommt der eine oder andere Leser der Monatshefte auf den guten Gedanken, den so viel geprüften Nauruanern unter die Arme zu greifen; dann würde auch unsere arme Missionskasse aus dem leidenden in einen freudreichen Zustand übergehen. – Möge der liebe Gott recht viele unserer Freunde in der Heimat auf diesen glücklichen Gedanken bringen!

Anmerkungen

¹ (Staatliche Auszeichnung.) Der kaiserliche Gouverneur von Neupommern (deutsche Südseekolonie) Dr. Hahl überreichte am 14. Juli d. Js. dem hochwürdigen Herrn Pater Mathäus Rascher, Missionar vom heiligsten Herzen Jesu, den preußischen Kronenorden IV. Klasse, als Anerkennung Allerhöchsten Orts für seine wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiete der Sprachenforschung und der Völkerkunde.

Schon vor einigen Jahren schrieb die „Anleitung für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen“ Berlin 1899, Seite 34: „Unsere Sammlungen enthalten viele und herrliche Beweise von der wahrhaft wissenschaftlichen Gesinnung der Missionare, und die Namen eines ... Rascher ... werden für alle kommenden Jahrhunderte mit goldenen Lettern in den Ehrenbüchern der Museen und der Wissenschaft verzeichnet stehen.“ Anlaß zu der dem Herrn Pater Rascher nun erteilten Auszeichnung hat sein Werk: „Die Grundregeln der Bainingsprache“ gegeben. Herr Pater Rascher hat das unbestrittene Verdienst, mit Aufwendung der größten Anstrengungen und mit Überwindung der unbegreiflichsten Schwierigkeiten, zuerst die Bainingsprache erlernt und gründlich erforscht zu haben, indem er zu gleicher Zeit die wilden Bergbewohner seines Missionsgebietes mit der katholischen Religion bekannt machte. Was er für die Christianisierung und Zivilisierung der Baininger geleistet und mit welchem Erfolg seine Arbeiten gekrönt wurden, kann in einer Zeitungsnotiz nur angedeutet werden. Mit vollen Recht konnte der kaiserliche Gouverneur denn auch am 30. Juli v. J. an das Auswärtige Amt schreiben, daß Herr Pater Rascher von ihm „als Lehrer und Erzieher der Eingeborenen wie als Mann gleich hochgeschätzt“ werde. Auf den einsamen Baininger Bergen hat Herr Pater Rascher eine Missionsstation – St. Paul – gegründet, die Nomadenstämme um sich gesammelt, ein katholisches Dorf gegründet, wo die von der katholischen Mission losgekauften oder von der Regierung befreiten Sklaven zu brauchbaren, freien Menschen erzogen werden. Während die Erwachsenen ihre Pflanzungen bestellen, werden die Kin-

der in zwei getrennten Schulen – einer von Missionsschwestern geleiteten Mädchenschule und einer von Herrn Pater Rascher selbst geleiteten Knabenschule – in den Elementarfächern unterrichtet. Neben dem Schulunterricht wird hauptsächlich auf die Heranbildung zur Arbeit Gewicht gelegt. Es ist eine Luft, zu sehen, wie in dieser stets wachsenden Ansiedlung Groß und Klein sich gegenseitig unterstützen und ersetzen in der zu verrichtenden Arbeit. Wird ein Verheirateter von seiner eigenen Arbeit für eine andere, gemeinschaftliche in Anspruch genommen, so übernehmen die Unverheirateten die Sorge für seine Pflanzung und leisten ihm reichlichen Ersatz für seine Mühen. Bei der Heirat erhalten die jungen Brautleute eine ihren früheren Arbeiten entsprechende Vergeltung; die Verheirateten dagegen erwerben sich durch ihren Fleiß, was ihnen für das tägliche Leben notwendig ist und vermehren allmählich ihren Besitz. Da sie aber alle – auch die ältesten – eigentlich nur Kinder sind, ersetzt eine väterliche Aufsicht, was ihnen noch an Erfahrung und Klugheit mangelt. Um alle zum Fleiß anzuspornen, findet jeden Sonntag nach dem Nachmittagsgottesdienst eine entsprechende Belohnung durch Verteilung von Tabak statt, wobei gelobt und getadelt wird nach Verdiensten eines jeden. Falsch aber ist die Behauptung eines oberflächlichen Zeitungskorrespondenten, diese Austeilung wäre eine Belohnung für das Beiwohnen des Gottesdienstes. – Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Herr Pater Rascher nur mit Hilfe dieser wilden Naturkinder es fertig gebracht hat, eine große Fläche Urwald zu roden, eine sehr schön gedeihende Kaffeepflanzung – und was noch mehr das Staunen der Besucher erregt – eine tadellos funktionierende Sägemühle mit Wasserbetrieb, wo für die Station das erforderliche Bauholz geschnitten wird, angelegt hat. Gibt der liebe Gott auch das Weitergedeihen, so wird die Missionsstation St. Paul recht bald ein kleiner Staat, wo die Sozialdemokraten einen schönen Musterstaat finden können, als sie sich ihren Zukunftsstaat träumen, und der Beweis erbracht ist, daß die katholische Religion in ihrer Missionstätigkeit mehr erzielt, als von Religionshassern zugegeben wird. Alles freut sich hier über die Anerkennung, welche Pater Rascher durch diese Auszeichnung gezollt wird; aber jeder unparteiische Kenner der

hiesigen Verhältnisse wird auch zugeben, daß das bekannte: „Ab uno disce omnes“ hier tatsächlich zutrifft und noch ganz andere Auszeichnungen zu verleihen wären, wollte man alle ähnlichen und noch größeren Verdienste um diese schöne, deutsche Kolonie nach Gebühr ohne Religionsabneigung anerkennen.

² Vgl. Augustnummer der Monatshefte: „Die Zerstörung der katholischen Mission vom hlst. Herzen Jesu auf Jaluit (Marshall-Inseln) (S. 401), ferner den interessanten Bericht des hochw. Herrn Pater Provinzial Hubert Linckens: „Von Neupommern nach den Marshall-Inseln“ (S. 405), nebst Bildern: „Wohnung der Missionare“ und „Wohnung der Missionsschwestern auf Jaluit“. (Anm. der Red.)

³ Die ersten Versuche einer Niederlassung wurden in den Jahren 1891 und 1896 durch Pater Bontemps, den damaligen Obern der Mission vom hlst. Herzen Jesu auf den Gilbertsinseln, gemacht, scheiterten jedoch. Im Jahre 1891 taufte der hochw. Pater die Kinder von einigen Weißen; im Jahre 1896 pachtete er ein Grundstück auf Jaluit. Bei seiner Rückkehr nach Butaritari ließ Pater Bontemps den Bruder Conrad Weber eine Zeitlang zurück. Dieser Bruder arbeitete mit wahren Feuereifer daran, ein Bethaus einzurichten und das Grundstück zu klären, jedoch war seine Arbeit, da er nach den Gilbertsinseln wieder abberufen wurde, nur von kurzer Dauer. Das Bethaus diente hernach dem von Samoa nach Jaluit verbannten König Mataafa und seinen vierzehn Begleitern zur Gebetsversammlung. Bevor Pater Bontemps im Dezember 1896 das Grundstück pachtete, war er mit dem Missionsschiff „Maris Stella“ nach der Insel Nauru gefahren, um dort einen Bruder und zwei Schwestern zu landen. Sogleich am Tage der Ankunft hatte der Häuptling seine Hütte eingeräumt, und die Eingeborenen schienen sich sehr über die Niederlassung zu freuen. Leider trieb das Schiff nachts über ab und wurde während dreiwöchentlicher Windstille durch die Strömung nach Ponape (Karolineninsel) versetzt, so daß die Niederlassung auf Nauru nicht erfolgen konnte.

⁴ Die vier hier erwähnten Missionare erlebten am 3. Februar auf der Insel Jay die in den Monatsheften, Jahrgang 1901 S.

347, geschilderte Strandung des Norddeutschen Lloydampfers, „München“ und verloren einen Teil ihrer Habe. Damals wie auch im Laufe der Jahre blieben die dann geschriebenen Worte richtig: „So bewahrheitet sich denn die Lehre Christi, daß die religiösen Werke durch Kreuz und Leid geprüft werden müssen, aber hoffentlich wird sich auch jenes Wort erfüllen, daß dem Gerechten das Böse zum Guten gedeihen soll, indem milde Spenden die arme Mission der Marshallinseln eifrigst unterstützen werden.“ Einige Monate nachher erhielten die Missionare von edler Hand eine kostbare Monstranz und einen Tragaltar.

⁵ Die Art und Weise gewisser Missionare, auch in der deutschen Heimat für ihr Werk Propaganda zu machen und die katholische Mission in ein schlechtes Licht zu stellen, kennzeichnet sich in einem Doppelheftchen, das der Jugendbund-Verlag zu Friedrichshagen bei Berlin unter dem Titel „Die Marshallinseln und ihre Bewohner“ herausgegeben hat, und als dessen Verfasser wohl der Missionar Wiese zu Ponape [heute: Pohnpei] anzusehen ist. Es heißt in dem Heftchen u. a. bei der Schilderung des jetzigen Zustandes der Mission auf den Marshallinseln (S. 28): „Die Katholiken haben seit 1899 über 30 Missionare auf die Marshallinseln geworfen und verwirren die eingeborenen Christen auf jede Weise“. Der „Wurf“ ist ein numerisch übertriebener, denn so zahlreich sind wir leider nicht, wie auch die Beschuldigung des „Verwirrens der eingeborenen Christen auf jede Weise“ ungerecht ist. Das „auf jede Weise“ riecht stark nach dem Prinzip: „Der Zweck heiligt die Mittel“. Wie wäre es, wenn man den Spieß einmal umdrehen und ihn gegen die andere Partei richten wollte? Im geheimen verbreitete Verleumdungen der katholischen Kirche mit einer kräftigen Würze von Geschichtslügen, die mehr „Mittelalterstaub“ als Geschichtskennntnis veraten, gehören wohl zu den erlaubten Mitteln. Die katholische Kirche, dank ihrer reichen und wohlfundierten Lehre, befürchtet die Anfeindung der protestantischen Religion nicht und darf mit vollem Rechte ihre geschichtlichen und dogmatischen Wahrheiten den freiwillig sich einstellenden Eingeborenen vortragen. Wenn dabei manchem ein „Licht“ aufgeht, so ist das die Folge des vielfach klaren Verständnisses

der Insulaner, bei denen leider zu oft die Leidenschaften den Verstand verwirren.

Die ersten Seiten des ersten Heftes bedürfen bei einer Neuauflage schon gleich der Richtigstellung einiger Irrtümer.

Bei der Schilderung der Insel Jabwor (S. 3) schreibt der Verfasser: „Da schaut auch zwischen Grün gebettet der Turm der evangelischen Missionskirche hervor.“ Das protestantische, aus einheimischem Material erbaute, Bethaus hat nie einen Turm gekannt; dagegen besitzt die katholische Kapelle einen solchen.

Von denen auf Jabwor bestehen sollenden „Vereinen“, wie „Flottenverein“, „Alldeutscher Verband“, „Kegelklub“, „Schützenverein“ und „Gesangverein“, „die bei Bier und Billard den Eingeborenen zumeist europäisches Heidentum vorleben“, besteht nur der Flottenverein. Ein Zweigverein der Kolonialgesellschaft wäre auch zu erwähnen gewesen. Als Mitglied dieses letzteren und früher auch des Flottenvereines habe ich nach den Verbandssitzungen verschiedene, vergnügte Abende mitgemacht, und ich muß zum Lobe der hiesigen Weißen gestehen, daß meine Augen niemals „europäisches Heidentum“ gesehen haben. Vielleicht hält Herr Wiese diese Brandmarkung für notwendig, um den „Jugendbund für entschiedenes Christentum“ bei den Weißen freundlichst einzuführen.

Wenn ferner die „evangelischen“ Ansiedler getadelt werden, daß sie „ihre Kinder in die deutsche Schule der „Priester vom heiligen Herzen Jesu“ schicken, die seit 1899 die ganze Marshall-Gruppe überschwemmt haben“, so kann die Frage gestellt werden, ob die amerikanische Mission sich nicht geweigert hat, die Kinder zu erziehen? – Die Besetzung dreier Atolle durch uns ist vorläufig noch eine sehr ungefährliche „Überschwemmung“.

Nachwort¹

Durch die Ausstellung „Die Welt in der Tasche. Expeditionen ins Ungewisse“ (Kulturgut Nottbeck, April-September 2021) erwachte – nach vielen Jahren – wieder ein Interesse an Leben und Werk des Schriftsteller-Missionars August Erdland (1874-1941). Im Rahmen der Präsentation erschienen erstmals seine *South Sea Sketches* in deutscher Übersetzung.² Zugleich wurde der Wunsch laut, mehr über diesen Autor zu erfahren und von ihm zu lesen. Die Recherchen führten zu den *Monatsheften* der Hilstrup Missionare³, für die Erdland zwischen 1901 und 1909 über seine Tätigkeit in der Südsee-Mission berichtete. Zehn dieser Beiträge gelangen in der vorliegenden Veröffentlichung zur Publikation.⁴ Ergänzt werden sie durch die private Reiseschilderung *Von Hilstrup nach Jaluit* (1901), die Alexander Erdland aus dem Nachlass seines Großonkels zur Verfügung stellte.

August Erdland war in erster Linie Ethnologe und Sprachwissenschaftler, aber seine Texte bezeugen seine besondere Affinität zur Literatur. Er ist ein geschickter Erzähler, der seine Stoffe lebendig vermittelt. So war im Zusammenhang mit seiner ‚Sittengeschichte‘ der Marshall-Inseln⁵

¹ Der vorliegende Text schließt an das Nachwort des von mir 2021 herausgegebenen Titels *August Erdlands South Sea Sketches – Südsee-skizzen. Erinnerungen eines westfälischen Südseemissionars* an. Dort sind die nachfolgenden Sachverhalte ausführlicher dargestellt und durch Quellen belegt.

² Vgl. den in Anm. 1 genannten Titel.

³ Der Titel der Zeitschrift lautete vollständig: *Monatshefte zu Ehren Unserer Lieben Frau vom hl. Herzen Jesu*.

⁴ Zwei weitere Beiträge aus den *Monatsheften* gelangten bereits in den *South Sea Sketches* zum Abdruck.

⁵ Gemeint ist seine Untersuchung *Die Marshall-Insulaner. Leben und Sitte, Sinn und Religion eines Südsee-Volkes*. Münster 1914. Erwähnt sei weiterhin sein *Wörterbuch und Grammatik der Marshall-*

von einer „fesselnden“ Darstellung die Rede, die nicht nur das Interesse wissenschaftlicher Kreise anspreche.⁶ Dies gilt in besonderem Maße auch für seine erwähnten Beiträge in den *Monatsheften* der Hiltruper Missionare. Erdland wandte sich darin an ein Publikum, das begierig alle Neuigkeiten aus den deutschen Südsee-Kolonien aufzog. Die Kolonialgeschichte des Wilhelminischen Reichs in Ozeanien begann 1884 und nahm dann rasch Fahrt auf. 1885 gelangten die Marshallinseln, auf denen Erdland seine Missionstätigkeit ausübte, unter deutsche Herrschaft. 1888 kam die Insel Nauru hinzu, die dem Verwaltungsbezirk der Marshallinseln unterstand und der Erdland in seiner Untersuchung *Die Marshall-Insulaner* ein eigenes Kapitel widmete. 1899 kaufte das Deutsche Reich noch weitere Inselgruppen in Mikronesien von Spanien hinzu, das im Jahr zuvor den Krieg gegen die USA verloren und sein imperiales Interesse an dieser Gegend aufgegeben hatte. Mit Beginn des Ersten Weltkriegs 1914 wurden die deutschen Ozeanien-Kolonien von Truppen der Alliierten besetzt. Die Marshall-Inseln gingen an Japan über. Mit dem Versailler Vertrag trat Deutschland 1919 die Pazifikkolonien an die Siegermächte ab.

August Erdland war von 1900 bis 1911 auf den Marshallinseln tätig. Sie wurden für ihn eine Zeit lang seine zweite Heimat. In seinen Texten entzaubert er die von anderen Schriftstellern, besonders Adelbert von Chamisso, geschürten Vorstellungen, dass es sich bei den ozeanischen Südseeinseln um unschuldige, idyllische Paradiese handele.⁷ Ihm ging es um eine realistische, ausgewogene Darstellung. Dieses Bemühen um Authentizität macht aus

Sprache. Nebst ethnographischen Erläuterungen und kurzen Sprachübungen. Berlin 1906.

⁶ Wilhelm Koch, in *Theologische Quartalschrift*. Bd. 97, H.1, 1915, S. 144f.

⁷ Adelbert von Chamisso (1781-1838) tagebuchartiger Bericht *Reise um die Welt* (1836).

dem westfälischen Missionar einen Zeitzeugen erster Hand.

Geboren wurde August Erdland 1874 als fünftes von zehn Geschwistern auf dem gleichnamigen, jahrhundertealten Hof in Oelde.⁸ Da sein älterer Bruder Alexander schon früh zum Hoferben bestimmt war, entschied er sich nach dem Abitur für die geistliche Laufbahn und schloss sich dem 1854 in Frankreich gegründeten Orden der Missionarii Sacratissimi Cordis M.S.C (Hiltruper Missionare) an. Nach Abschluss seiner Studien in Antwerpen, Benoit (Frankreich) und Münster kam er 1900 als Missionar in die Südsee. Er wirkte zunächst kurze Zeit auf Neupommern und wechselte dann auf die Marshallinseln. 1905 wurden diese von den Gilbert-Inseln getrennt und zu einem eigenen Vikariat erhoben, dessen Leitung August Erdland übertragen wurde.⁹ Sein Hauptwirkungsfeld war eine Missionsschule auf der Insel Jaluit. Das übergeordnete Ziel war die Christianisierung, daneben half man beim Aufbau einer administrativen Infrastruktur, von schulischen und medizinischen Einrichtungen sowie beim Anlegen eines Wegenetzes mit. Jaluit war das Zentrum solcher Bestrebungen und zugleich ein wichtiger deutscher Handels- und Verwaltungsstützpunkt. Hier pflegte man einen ‚modernen‘ westlichen Lebensstil, wie ihn nicht zuletzt Erdlands Kleidung dokumentiert.

⁸ Nach Arnold Burgmann: *A. Erdlands Grammatik und Wörterbuch der Marshall-Sprache in Mikronesien* (2. Auflage), in: *Anthropos. Revue Internationale d'Ethnologie et de Linguistique*. Bd. 50, 1955, S. 931-934, hier S. 931. Ergänzende Angaben stammen aus dem Familienarchiv Erdland, wofür Alexander Erdland besonders gedankt sei.

⁹ Vgl. Hermann Mückler: *Die Marshall-Inseln und Nauru in deutscher Kolonialzeit. Südsee-Insulaner, Händler und Kolonialbeamte in alten Fotografien*. Berlin 2016, S. 98.

Die Hiltruper Missionare waren seit 1897 in Ozeanien tätig, ihre Ordensschwwestern seit 1900.¹⁰ Der transnational ausgerichtete Hiltruper Herz-Jesu-Orden erachtete die Missionierung als seine Kernaufgabe. Enttäuscht vom geringen Erfolg der Missionsbestrebungen nahm Erdland 1909 seinen Abschied von der Missionsarbeit. Er siedelte in die USA um, zunächst in das Bistum La Crosse im Staat Wisconsin, dann nach Iowa, wo er von 1914 bis 1933 in Naschua und anschließend bis zu seinem Tod am 12. März 1941 Pfarrer an der St. Joseph's Church in Independence war. Er starb im Hospital in St. Louis, Missouri. Erdlands wissenschaftlichen Studien weisen ihn als fundierten Ethnologen und Sprachforscher aus. Seine Untersuchung *Die Marshall-Insulaner. Leben und Sitte, Sinn und Religion eines Südsee-Volkes* erlangte den Status eines Grundlagenwerks. Es bietet auf 376 Seiten eine systematische Landeskunde, die alle Themen des täglichen Lebens behandelt und besonders sprachliche Komponenten berücksichtigt. Erdlands diesbezügliche Forschungen stießen seinerzeit auf ein nicht geringes Interesse. Seine „Sittengeschichte“ der Marshallinseln brachte es – auf Deutsch und Englisch – zwischen 1914 und 1961 auf 18 Auflagen. Seine Ausführungen sind noch heute von Wert, wie Hermann Mücklers Urteil zeigt, der Erdlands Namen unter denjenigen aufführt, die „detaillierte Beschreibungen über die Kultur der Marshall-Insulaner“¹¹ und „präzise ethnologische Darstellungen“¹² zur Verfügung gestellt hätten. Erdland reiht sich damit in die Reihe von Missionaren ein, die auf wissenschaftlichem Gebiet Hervorragendes leisteten, sei es in der Anthropologie, Geografie,

¹⁰ Grundlegend ist neben der in Anm. 9 erwähnten Untersuchung Hermann Mücklers ferner zu nennen: Silke Hensel, Barbara Rommé: *Aus Westfalen in die Südsee. Katholische Mission in den deutschen Kolonien*. Berlin 2018.

¹¹ Mückler 2016 (Anm. 9), S. 20.

¹² Ebd., S. 37.

Pflanzen- und Tierkunde oder Meteorologie: „Die Missionare haben vielerorts durch ihr akribisches Dokumentieren, Aufschreiben, Sammeln, Nachfragen und Publizieren ein Interesse an den Menschen Ozeaniens in Europa geschaffen und damit eine weitere systematische Erforschung ausgelöst. Gerade das Erlernen der einheimischen Sprachen durch die Missionare war der entscheidende Türöffner, um sich den lokalen Kulturen zu nähern und die Herzen und Gedanken der Menschen zu erreichen. Es ist daher verständlich, dass viele Missionare aufgrund ihres gewachsenen Interesses an den von ihnen kontaktierten Ethnien zu Ethnologen, zu ‚missionary anthropologists‘ oder ‚priest-ethnographers‘ wurden.“¹³ 1955 konstatierte Arnold Burgmann, bezogen auf eine postum erschienene zweite Auflage der Erdland’schen Grammatik der Marshallsprache: „Für die Sprache der Marshall-Inseln ist August Erdlands *Wörterbuch und Grammatik der Marshallsprache* (1906) bis heute das maßgebliche Werk geblieben, das in der einschlägigen Literatur am häufigsten herangezogen wird. Es hat den Vorzug, aus großer Vertrautheit mit der Sprache erwachsen zu sein und einen Stoff zu bieten, der von Missionaren in langjähriger Arbeit gesammelt und wiederholt überprüft wurde.“¹⁴ Das Werk sei „noch durch keine bessere Leistung verdrängt worden.“

¹³ Hermann Mückler: *Katholische und protestantische Missionsbestrebungen in Ozeanien von den 1850er Jahren bis 1918*, in Hensel/Rommé 2018 (Anm. 10), S. 39. Die Angabe bezieht sich auf August Erdland: *Grammatik und Wörterbuch der Marshallsprache in Mikronesien*. 2. Auflage 1955.

¹⁴ Arnold Burgmann (Anm. 8) verweist in diesem Zusammenhang auf mehrere Fachbeiträge Erdlands in dem Periodikum *Anthropos* (S. 931) und in diesem Kontext auf ein Verzeichnis der Schriften Erdlands in: Robert Streit/Johannes Dindinger: *Bibliotheca Missionum*, Bd. 21: *Missionsliteratur von Australien und Ozeanien 1925-1950*, Freiburg 1955, S. 424f.

Erdlands Arbeit zeige, „wie sehr die Linguistik gerade den Missionaren zu Dank verpflichtet ist“.¹⁵

Erdlands Beiträge in den *Monatsheften* sind anderer Natur. Sie sind im Plauderton gehalten und setzen einen einfachen, aber interessierten Leser voraus. All dies mindert ihren Informationswert nicht. Erdland schildert seine Ankunft in der Südsee und den oft mühsamen Alltag, den die Missionare zu bewältigen hatten. Zugleich kommt die humoristische Seite nicht zu kurz.

Die *Monatshefte* erfreuten sich großer Beliebtheit. Im Jahre 1900 zählten sie 15.000 Abonnenten. Ein unterhaltender Missions-Kalender kam sogar auf eine Auflage von 90.000 Exemplaren.¹⁶ Innerhalb der Kolonien selbst gab es etwa 60 Zeitschriften, von denen 26 in indigenen Sprachen abgefasst waren und die größtenteils von Missionsgesellschaften herausgegeben wurden.¹⁷ Hermann Mückler resümiert: „Die Berichte, welche die Missionare über die Inselbewohner verfassten, zählen heute zu den wichtigsten Quellen, die wir heute über frühe europäische Aktivitäten auf den Inseln besitzen. Ob präzise ethnologische Darstellungen, wie vom ... Pater August Erdland (1914), oder anschauliche persönlich gehaltene Beschreibungen wie beispielsweise von Schwester Dominika (1926) – sie trugen damals dazu bei, ein zeitgenössisches Bild der Marshall-Insulaner zu formen, und gelten heute als Zeitzeugen der deutschen kolonialen Epoche in dieser Region.“¹⁸

Zugleich erfüllten die *Monatshefte* eine bestimmte Funktion: „Was die Mission in die Heimat vermittelte und wie sie es tat, hing mit ihren Zielen zusammen. Sie wollte ihre

¹⁵ Burgmann (Anm. 8), S. 933f.

¹⁶ Vgl. Felicity Jenz: *Schilderungen aus der Südsee: Missionsperiodika und ihre Rolle in der deutschen Öffentlichkeit*, in: Hensel/Rommé (Anm. 10), S. 40-51, hier S. 44.

¹⁷ Vgl. ebd., S. 46.

¹⁸ Mückler 2016 (Anm. 9), S. 37.

Tätigkeit in ein gutes Licht rücken und um Unterstützung und Spenden werben. Dabei war es wichtig, die Medienarbeit attraktiv und inhaltlich informativ und unterhaltsam zu gestalten.¹⁹ August Erdlands Beiträge reihen sich in solche Bemühungen ein, weisen aber auch Unterschiede auf. So halten sie sich bei der – den Heften bescheinigten –, „Propaganda“²⁰ wohltuend zurück. Für Erdland standen auch hier die Informationsvermittlung und weniger ideologische Aspekte im Vordergrund. Dem seinerzeit populären Forschungsreisenden Otto Finsch (1839-1917) bescheinigte er ein vorschnelles, unreflektiertes Urteil: „Im Jahre 1880 schilderte Dr. O. FINSCH die Eingeborenen als faul, unwissend, sinnlich, indolent, zur Lüge und zum Diebstahl geneigt, ohne Gefühl für Dankbarkeit, Gastfreundschaft und Ehre in unserem Sinne, ohne Energie, teilnahmslos, wenig lebhaft ...“²¹ Er zitiert ferner die Meinung eines Arztes, der den Eingeborenen 1895 Phlegma, Heimtücke und Hinterlist unterstellte.²² Erdland gelangt zu einem differenzierteren Urteil. Für ihn sind die Insulaner „lebhaft, geistreich, gefühlvoll, gastfrei, friedfertig“ und „auf See mutig“.²³ „Ihre Intelligenz ist ... eine weit größere, als gemeinhin angenommen wird. Die Erklärungsversuche aller Naturerscheinungen und Merkwürdigkeiten in der Fauna und Flora, die genaue Beobachtung des Temperamentes einer Person und eine fabelhafte Gedächtnisstärke zwingen dem Kenner ihrer Sprache Verwunderung ab. In der Gesellschaft alter Insulaner ist es urgemütlich, Witz folgt auf Witz, ein jeder von homerischem Gelächter begleitet. Man denke

¹⁹ Reinhard Wendt: *Heidenmission in der Heimat. Ihre Bedeutung für Menschenbilder und Weltansichten*, in: Hensel/Rommé (Anm. 10), S. 200-211, hier S. 205.

²⁰ Jenz 2018 (Anm. 16), S. 40.

²¹ Erdland 1914 (Anm. 5), S. 137.

²² Vgl. ebd., S. 138.

²³ Ebd.

auch nicht, der Eingeborene sei ohne Gefühl. In Krankheitsfällen ist die Verpflegung von Seiten Verwandter eine sorgfältige. Jeder bemüht sich, dem Kranken Labung zu bringen, ihn zu fächern oder doch wenigstens durch bloße Gegenwart, selbst während der Nacht, Sympathie zu bekunden ... Bei Todesfällen legen die nächsten Verwandten einen aufrichtigen Schmerz an den Tag“.²⁴

Aus solcher Warte unternahm Erdland gar nicht erst den Versuch, die Lebensweise der Einheimischen ‚veredeln‘ zu wollen. Er vertritt, im Gegenteil, den für die damalige Zeit modernen Standpunkt, Fremdartiges nicht – als Zwischenstufe vom Primitiven zum Zivilisierten – abzuqualifizieren, sondern gesteht jeder Entwicklungsstufe einen kulturellen Eigenwert zu. Auch das freie Sexualleben der Einwohner wird von ihm nicht verurteilt, sondern auf gängige Traditionen zurückgeführt. Gleichwohl erscheinen dem heutigen Leser viele Stellen seiner Texte (vgl. besonders die Seiten 16-27, 35, 47f., 52f., 104 und 125) ‚political incorrect‘, besonders in Hinblick auf die heute vieldiskutierten Themen „Kolonialisierung“ und „Postkolonialismus“. Erdland folgte hier unreflektiert damals gängigen Narrativen und westlichen Stereotypen, die den Lebensstil und das Werteverständnis anderer Völkergruppen (der Italiener, besonders der Neapolitaner, der Singalesen, der „Neger“...) mit negativer Konnotation beschreiben. Hier war er ganz Kind seiner Zeit und seiner Sozialisation. Grundsätzlich war er von dem Gedanken beseelt, durch seine Missionstätigkeit anderen Völkergruppen zu einer höheren Kulturstufe zu verhelfen. Dies gilt besonders für die Südseeinsulaner. Die Sympathie für ‚seine Eingeborenen‘ spricht aus allen hier erstmals in Buchform zusammengeführten Texten.

²⁴ Ebd.

Nachbemerkung

„Wenn Onkel August auf unserem Hof in Oelde Heimaturlaub machte, waren das für uns Festwochen“, erinnert sich sein Patenkind, meine Tante Hedwig Stockhausen-Erdland. „Mitglieder und Freunde der Familie gaben sich ein Stelldichein oder freuten sich auf seinen Besuch, um den weitgereisten Verwandten wiederzusehen und seinen abenteuerlichen Erzählungen zu lauschen.“

So wie er vor allem ‚seinen‘ Marshall-Insulanern aber auch seinen späteren Gemeinden in Iowa (USA) mit Sympathie und Respekt zugewandt war, so blieb er gleichzeitig den eigenen Wurzeln treu, belegt nicht nur durch die Heimatbesuche, sondern auch durch unzählige liebevolle Briefe und durch seine Arbeiten an Hof- und Familiengeschichte.

Somit schwingen familiäre Verbundenheit, Hochachtung und Dankbarkeit dafür mit, diese spannenden, ungeschminkten Berichte aus der Südsee und von der ersten Reise meines Großonkels dorthin herausgeben zu dürfen. Prof. Walter Gödden hat nicht nur dieses Buch wissenschaftlich begleitet und eingeordnet, er hat auch die Einbeziehung der früheren Veröffentlichungen in die Ausstellung ‚Die Welt in der Tasche‘ auf dem Kulturgut Haus Nottbeck in Oelde ermöglicht; ihm und seinem Team (Susanne Schöneich, Laura Welle, Birthe Reichenberg, Gesa Allerheiligen, Tim Preuß) möchte ich hiermit herzlich danken.

Ich freue mich, wenn hierdurch das Andenken an August Erdland als Forscher, Theologe und Schriftsteller in seiner Heimat wieder wachgerufen wird.

Oelde im Mai 2021
Alexander Erdland (Herausgeber)